Velhagen u. Klasings Kriegs Almanach



* *

Velhagen & Klasings Kriegs-Almanach



In Rosen
Gemälde von Berthold Clauß

oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Kriegs-Almanach

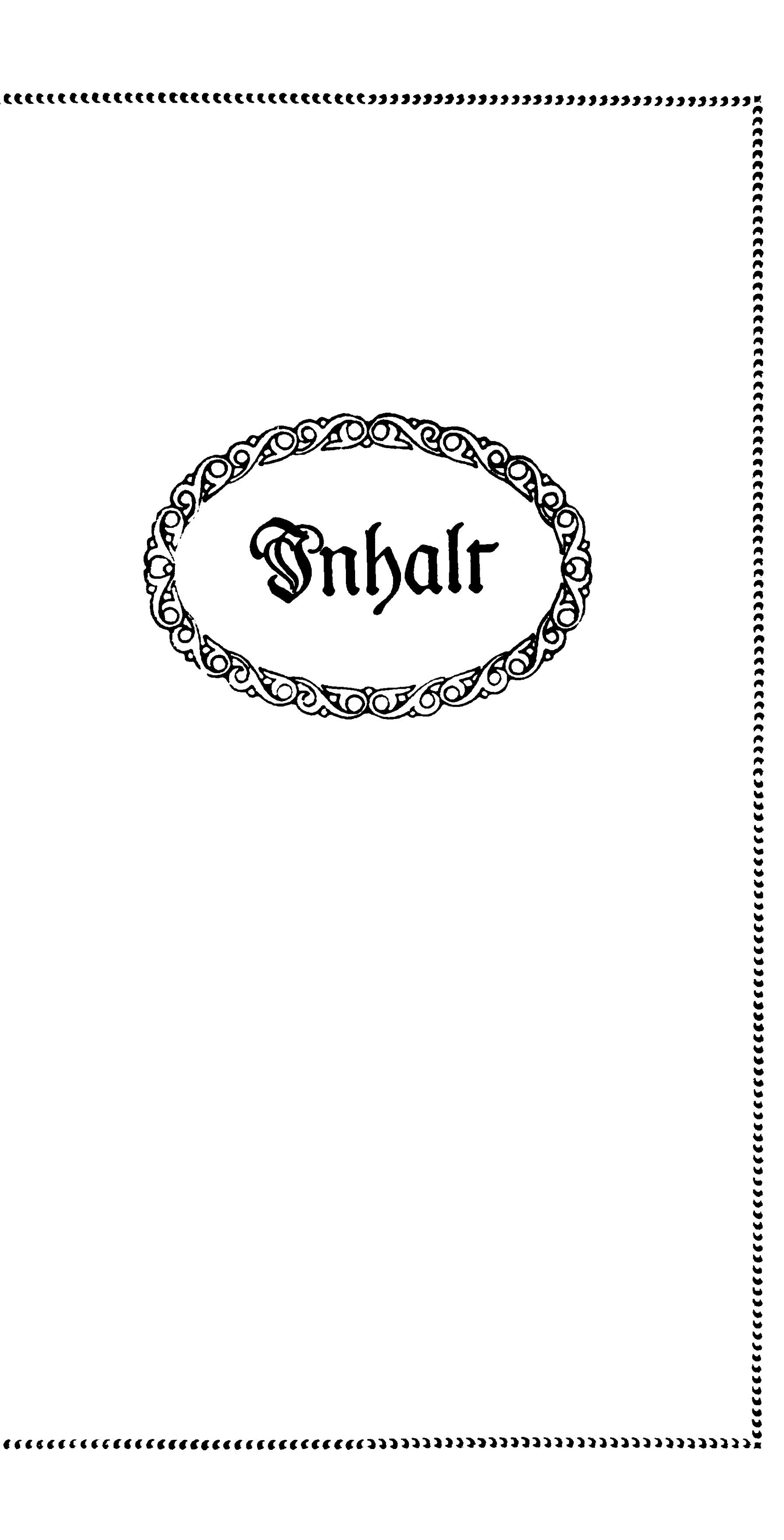
Herausgegeben
v. d. Schriftleitung von
Velhagen und Klasings
Monatsheften

1917



Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig



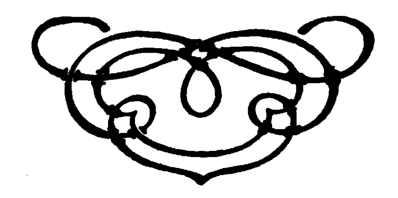
Inhalt

Erzählendes und Aufsätze

Dichtungen

Kunstbeilagen

Seite



Wie Schneider Weckstroh ein Sterngucker wurde

Von Wilhelm Scharrelmann

Man sollte meinen, der Tod hätte in den beiden Kriegsjahren auf den Schlachtfeldern genug zu tun gehabt und es wäre verzeihlich gewesen, wenn er im Drange seiner Pflichten die stille Pickbalge vergessen hätte. Aber er weiß seine Stunde besser, als manche schwache und müde Seele meint, die ihn unter Schmerzen und Tränen herbeisehnt, und hat seine Stunde noch nirgends und bei niemand versäumt.

Pünktlich klopfte er denn auch an einem rauhen, windigen Spätherbstabend an die Tür Weckstrohs, des Schneiders, Pickbalge Nr. 5. Er meinte freilich den Schneider nicht, der zusammengehutzelt, eisgrau, das Gesicht voller Furchen und Runzeln, auf seinem Schneidertische saß, die Beine zierlich untergeschlagen, wie es bei allen Schneidern so der Brauch ist. Weckstroh saß beim Schein der trüben Lampe, die er des raren Petroleums wegen so niedrig wie möglich geschraubt hatte, und nähte an einem Rocke, der mit weißen Reihfäden bedeckt auf seinen Knien lag. Von Zeit zu Zeit blickte er von seiner Arbeit aufseufzend auf das Gesicht seiner Frau, die in ihrem Bette lag und so bleich war, wie das reine Linnen, das über ihre Kissen gezogen war. Sie schien von ihrem nahen Ende nichts zu merken, schlief vielmehr so sanft und ruhig wie ein glückliches Kind, und ihre ausgemergelte Brust schien sich sogar leichter und flüchtiger zu heben und zu senken als sonst. Ja, zuweilen ging der Atem so leise, daß der Schneider den seinen anhielt, um auf den der Kranken zu lauschen, der von Zeit zu Zeit plötzlich aussetzte und sich dann von neuem erhob, wie ein ermüdeter Vogel, der zuweilen die Schwingen anhalten muß, um nicht völlig zu ermatten. Aber dann hob sich die Brust plötzlich von neuem und begann so eilig wieder ihre Tätigkeit, als habe sie nur

für einen Augenblick ihre Schuldigkeit vergessen und müsse nun das Versäumte wieder nachholen.

Leise schob also der Schneider seine Arbeit beiseite, stieg von seinem Tische, setzte sich auf einen Stuhl, der nahe dem Bette stand, stützte den Kopf auf die Hand und schickte sich an, bei der Sterbenden zu wachen. Denn daß das Ende nun nicht mehr weit sein konnte, sah er mit halbem Auge, und wenn es ihn auch eine Erlösung dünkte, wenn sie nun starb — seit lange hatte er ja damit rechnen müssen —, so war ihm doch eigentümlich bang und wunderlich zu Sinn, daß nun das Band seiner Ehe durch eine schärfere Schere, als er sie je geführt, für immer durchschnitten werden sollte.

Er hatte noch nicht lange gesessen, als leise Tritte die schmale Stiege herunterkamen, die von den Zimmern oben im Hause zum unteren Flur hinunterführte. Es war Mutter Kramer, die ihren Kopf, dessen runzeliges, gelbes Gesicht aus einer weißen Nachtmütze wie eine eingeschrumpfte Zitrone aus einer offenen weißen Tüte hervorsah, durch die Türspalte steckte, um nachzufragen, ob sie vielleicht die Nacht wachen solle.

Der Schneider schüttelte so bestimmt den Kopf, daß sie nach einem Seufzer, den ihr der Anblick der Kranken entpreßte, die Türe leise wieder schloß und wieder in ihre Kammer hinaufstieg.

Der Schneider stützte grübelnd von neuem den Kopf in die Hand.

Ach Gott, was ist doch das Leben ein merkwürdiges Ding, dachte er und runzelte die Stirn. Wenn er es sich ehrlich gestand, mußte er sich sagen, daß die Freuden, die der Sterbenden in ihrem Leben zuteil geworden waren, selten gewesen waren, wie Blumen in einem eisigen, langen Winter. Neunzehn Jahre hatte er sie gehabt, nicht einen Tag war sie von seiner Seite gewichen und in den langen Jahren kaum einmal weit über den Stadtteil hinausgekommen, in dem die Pickbalge lag, und nun rüstete sie sich, ihn allein zu lassen und die große Reise anzutreten, von der niemand zurückkehrt.

Die Kinder, die sie zusammen gehabt hatten, waren

jedesmal kurz nach der Geburt gestorben. Sie hatten wohl nicht Lebenskraft genug mitbekommen, und ihr dürftiges, kleines Leben war jedesmal nach wenigen Tagen wieder erloschen, wie ein Licht, das ein Windzug getroffen. Nach dem letzten Kindbett vor drei Jahren hatte die Frau zu kränkeln begonnen, war merkwürdig reizbar und unzufrieden geworden und hatte allmählich allen Sinn für seine Launen und lustigen Einfälle verloren. Seit langem galt es ja in der Pickbalge als ausgemacht, daß die Schneidersfrau in den Keller gehe, wenn sie einmal lachen wolle.

Neunzehn Jahre! Aber nun er darauf zurückblickte, war es ihm, als wäre es ein Augenblick gewesen, und der Tod kam auch heute noch, trotz aller Entbehrungen und stillen Seufzer, die er mit ihr geteilt, ein wenig gar zu früh.

In ihren guten Tagen war sie unermüdlich gewesen, hatte gesorgt und geschafft den ganzen Tag und sich regelmäßig zu ihm an den Schneidertisch gesetzt, wenn sie die Hausarbeit hinter sich gehabt hatte, um mit schwarzer Seide säuberlich die Knopflöcher zu säumen, die auf sie warteten, Bänder und Knöpfe anzunähen, Reihfäden auszuziehen oder ihrem Manne sonstwie an die Hand zu gehen, so gut sie es eben verstand. Denn Frauensleute verstanden nun mal nichts von der Schneiderei, wie Weckstroh häufig genug gespottet hatte. Einen rechtschaffenen Rockkragen aufzusetzen, wäre noch keiner Frau gelungen, und bei Frauenarbeit in der Schneiderstube müsse man doppelt Geduld und Nachsicht haben.

„Sagtest du etwas, Margret?" fragte er sanft und beugte sich über die Kranke.

Ihm war, als hätte sie eben die Lippen bewegt, aber sie antwortete ihm nicht und blieb mit geschlossenen Augen ruhig liegen. Er hatte dabei die Empfindung, als sei bereits eine unsichtbare Wand zwischen ihnen aufgerichtet, als sei sie bereits von ihm geschieden und ihm weit entrückt, wohin es unmöglich war, ihr zu folgen.

Dabei atmete sie gerade jetzt ruhiger und regelmäßiger als vorhin. Aber er konnte die Empfindung, die ihn bewegte, nicht loswerden, sank seufzend wieder in seinen Lehnstuhl zurück und fuhr sich mit den Händen durch das dünne,

krause Haar, das eisgrau über seinen Schläfen stand, wie niedriger, junger Buschwald über verwittertem Gestein. Fast unmerklich schüttelte er den Kopf, unterdrückte einen Seufzer und sah so hilflos und verlassen drein, wie ein Kind, dem die Mutter stirbt.

Leise und behutsam legte er ihre rechte Hand, die ein wenig vom Bett geglitten war, auf die Decke zurück. Sie war weiß wie Kalk. Aber die Nägel waren merkwürdig gelb und stärker gewölbt als sonst.

Wie friedlich still die Hand nun liegen konnte, die sich ein Leben lang unablässig gerührt — —

Drei Tage später, an einem windigen, sonnigen Morgen, der einem schon die Fingerspitzen erstarren ließ und ein paar Strohhalme, Papierfetzen und dürre Blätter unwirsch durch die Pickbalge jagte, trug man die Frau des Schneiders in einem schmalen, schwarzen Sarge, um den eine ärmliche Girlande von Grün hing, stolpernd aus der engen Gasse hinaus.

Von dem Tage an ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Schneider vor sich.

Er hatte sein Leben lang manch kleinen Zank mit seiner Frau gehabt, sie oft genug im übermütigen Scherz sein Hauskreuz genannt und mit häufigen kleinen Sticheleien, spitz wie seine Nähnadeln, verletzt, ohne daß die kleine, sanfte Frau, die sich längst daran gewöhnt hatte und müde und welk ihre Tage neben ihm dahinlebte, sich sonderlich daran gestoßen hatte. Nun ihr Platz an seinem Tische leer, die Küche kalt blieb, als sei das Herdfeuer und das bißchen Behagen, das in dem winkeligen alten Hause in der winkeligen alten Gasse zu Hause gewesen, mit ihr gestorben, fing er, wie so mancher Witwer, ein unregelmäßiges Wirtshausleben an.

Am Ende der Pickbalge, da, wo die Gasse durch den Spiekersgang nach dem Potthof und von da nach dem Fluß hinunterführte, lag das Wirtshaus „Zum Haifisch", in dem er nun ein häufigerer Gast wurde, als für ihn gut sein mochte.

Es war ein altes, verräuchertes Haus, niedrig und fast unverändert noch in dem Zustande, in dem es vor grauen Jahren erbaut worden war. Durch die windschiefe, alte Tür trat man in den Schankraum, in dem unter der

niedrigen Balkendecke ein ausgestopfter Haifisch hing und mit aufgesperrtem Rachen jedem Eintretenden zum Bewußtsein brachte, daß es im Wirtshaus zum Haifisch ungleich wohnlicher, als in dem Magen dieses Ungeheuers sei.

Nicht weit davon hing das Modell der „Hoffnung", eines alten Grönlandfahrers, aufgetakelt mit Tauen, Masten und Segeln, als steuere es bei gelindem Winde durch die grauen Fluten der Nordsee dem Seehundfang zu. Der Wirt hatte es bei einer Versteigerung drüben im Hospital erstanden, wo einer der alten Insassen es zurechtgeklütert hatte.

In diesem Hause wurde der Schneider Stammgast, trank alle Abende hier seinen Kornschnaps nach dem Abendbrot, das er zu Hause sich dürftig genug zurechtmachte, und versank dann, da er zugleich merkwürdig wortkarg und einsiedlerisch geworden war, in seine stillen Grübeleien.

Eines Abends saß er wieder dort. Im Haifisch war es heute als an einem Montag leer und still. Vielleicht daß der stille Gram des Schneiders an diesem Abend besonders groß, die letzte Nacht schlaflos und unruhiger als sonst gewesen, oder der Grog, den er sich bei der Kälte hatte anrühren lassen, sich kräftiger anließ, als ihn der Schneider vertrug, genug, sein Kopf sank tiefer und tiefer auf die Tischplatte und er schlief ein, so tief und fest, wie ein Gerechter, der sein Leben lang nicht vom Werktisch weggekommen ist, nur schlafen kann.

Sein Geist, durch die Trauer, Einsamkeit und Stille in seinem Hause, in dem ihm nur seine Aftermieterin, die alte Frau Kramer, zuweilen eine trübselige Stunde hindurch Gesellschaft leistete, rostig und ungelenk geworden, erhob sich plötzlich im Traume zu ungeahnter Höhe.

Er sah sich nachts einsam über ein kahles Feld gehen. Über ihm flimmerten die Sterne in einer nie gesehenen Pracht. Es war, als wenn jeder Stern da oben mit einem helleren Lichte leuchte als sonst. Fast sahen sie wie Lämpchen aus, die man unter einem weiten, dunkeln Gewölbe aufgehängt hatte, flackernd in dem leisen Winde, der durch die Luft ging. Ihm war, als sei er bereits meilenweit gegangen, und müde setzte er sich auf einen Stein, der am Wege lag. Als er aufblickte, sah er plötzlich im Scheine

der Sterne einen Unbekannten über das Feld kommen, der in einem weiten, faltigen Mantel steckte, von so eigentümlichem Schnitt, wie er ihn ähnlich nie gesehen. Der grüßte ihn und fragte mit einer Stimme, die den Schneider merkwürdig durchschauerte, ob er denn nicht mitwolle zur Sternenweihe?

„Zur Sternenweihe?" fragte der Schneider verwundert, der sich nicht erinnerte, jemals von einem solchen Feste gehört zu haben.

„Freilich," sagte der Unbekannte mit einer so wunderbaren Ruhe in seiner Stimme und seinem Wesen, daß die Worte dem ehrfürchtigen Schneider so warm durch das Herz gingen, als schmelze der kalte Gram, der ihm wochenlang die Seele erfüllt hatte, darunter wie Eis und Schnee unter dem Hauche des Frühlings. Es sei ein neuer Stern erschaffen worden, der heute eingeweiht werde. „Weißt du," fuhr der Fremde fort, „jedesmal, wenn ein wahrhaft guter Mensch stirbt, und das kommt selten genug vor, wird ein neuer Stern erschaffen und an den Himmel gesetzt, daß die dunkeln Nächte, die alle zwölf Stunden die Erde bedecken, allmählich heller und heller werden, bis eines Tages alles Dunkel aus der Welt getilgt sein wird. Neulich ist die Frau des Schneiders Weckstroh gestorben. Ihr zu Ehren ist heute der neue Stern erschaffen!"

„Mein Gott!" sagte der Schneider. „Das war ja die meine."

„Also," fuhr der Unbekannte fort, „was zögerst du denn? Dann mußt du doch erst recht dabei sein. Komm nur mit!"

Also erhob sich der Schneider und folgte dem Unbekannten, der mit schnellen Schritten vor ihm über das Feld hinging, so leicht und ohne je zu straucheln, als machte das in harten Schollen liegende Feld seinen Füßen gar keine Schwierigkeit. Der Schneider vermochte ihm kaum zu folgen. Er strengte seine Beine, die vom ewigen Sitzen auf dem Schneidertisch dünn und schwach wie ein paar Streichhölzer geworden, gewaltig an, um mit dem Unbekannten Schritt zu halten. Dabei wurde ihm so heiß, als ritte er auf einem Dampfkessel. Aber der Unbekannte hatte nicht sonderlich acht darauf, ging vielmehr ruhig, mit großen gelassenen Schritten voraus und sprach kein Wort mehr in der feierlichen Stille,

die über dem weiten Felde lag, über dem der sternbesäte Himmel wie eine silberbestickte Altardecke ausgebreitet war.

Wunderbar aber war es, daß, je weiter sie vorankamen, sie dem Himmel näher und näher kamen, wie dem Rande einer großen, gewölbten Halle, in der sie gingen.

Am wunderbarsten aber dünkte es den Schneider, als der Unbekannte plötzlich an das tiefblaue Glasgewölbe, das sie jetzt erreicht hatten, anpochte und es einen Klang gab, tief und voll, ähnlich dem Klang einer großen Kristallglocke, nur tiefer, weithallender und schöner, worauf das Gewölbe sich öffnete, als sei von dem Glanze, der dem Fremden aus den Augen strahlte, eine Öffnung hineingeschmolzen. Dahinter aber lag ein unermeßlich großer Saal, der von einem hellen, aber so sanften Lichte durchflossen war, daß das Auge nirgends geblendet wurde. Dabei hatte der Saal keine Decke, und man sah nicht, woher das eigentümliche Licht kam, das ihn erfüllte.

Ringsumher war nicht eine Seele zu erblicken. Alles lag in unbewegter Stille da, nur von flutenden Lichtwellen wie von einem Meer durchflossen. In dem Schneider stieg angesichts dieser lautlosen, unermeßlichen und feierlichen Lichtfülle ein Gefühl auf, wie es nur ein armer Schlucker wie er empfinden konnte, der aus seiner engen, dumpfen Schneiderstube plötzlich in soviel Glanz und Licht versetzt war.

Der Fremde aber, ohne irgendwie erstaunt zu sein, wandte sich ruhig zur Seite und stieg eine schmale, schwindelnd hohe Treppe hinan, die mit silbernen Stufen an der großen blauen Kuppel, durch die sie eben eingetreten waren, hinaufführte, wie ein steiler Pfad an einem Berge.

„Mir schwindelt," sagte der Schneider, als sie eine Weile gestiegen waren.

„Halte dich an einem Zipfel meines Mantels," erwiderte der Unbekannte, wendete sich für einen Augenblick zu ihm um und stieg dann wieder gelassen vor ihm auf. Der Schneider hatte im selben Augenblick, in welchem er den Mantel ergriffen, alle Furcht verloren und stieg nun munter wie ein Kind hinter dem Fremden drein.

Plötzlich kamen sie auf eine Art Plattform, und der Unbekannte blieb stehen.

„Ruh' dich aus!" sagte er.

Der Schneider, in Furcht, den Mantel fahren lassen zu müssen, der ihm Stärkung und Ruhe gegeben, erwiderte, daß er nicht müder vom Steigen sei, als wenn er seine Haustreppe hinter sich habe; um seinetwegen könne die Reise weitergehen.

„Dann komm," antwortete der Fremde ebenso gelassen und ruhig wie vorhin, „wir haben noch ein kleines Stück zu gehen."

Wieder pochte er an die große Kuppel, die von neuem wie eine Glocke erklang, nur noch viel tiefer und wunderbarer als vorhin. Der Schneider hatte noch nie einen solchen Klang gehört. Was war die große Glocke auf Sankt Annen gegen diesen Ton?

Ganz wie vorhin öffnete sich abermals die Kuppel vor ihnen, und sie traten auf eine schimmernde Straße hinaus, auf der der Fremde vor ihm so voll Gleichmut dahinging, als sei das sein gewöhnlicher Weg.

Furchtsam blickte der Schneider sich um. Ihm war, als sei die Straße mit lauter schimmernden Edelsteinen gepflastert, auf die zu treten eine Sünde sei.

„Sieh," sagte der Unbekannte und führte ihn dicht an den Rand der Straße, „von dorther bist du gekommen."

Tief unter ihnen, in schwärzester Finsternis, lag die Erde.

Ein Schauer durchrieselte den Schneider.

„Sieh hinauf!" sprach der Unbekannte.

Hell und weit lag wieder die Kuppel des Himmels über ihnen. Die Sterne glänzten in so überirdischem Glanze, wie es der Schneider nie gesehen. Sie schienen weit größer als vorhin von der Erde aus gesehen, und ihr Licht war so zauberhaft mild und schön, als seien sie eben erst aus dem Meere der Ewigkeit emporgestiegen.

„Siehst du den siebenfachen Stern dort über uns? — Es ist der Wagen, auf dem die Seelen der Menschen in die Unendlichkeit hinausfahren. Nicht weit von ihm siehst du den Stern, der zu Ehren der Schneiderin Weckstroh erschaffen wurde."

Der Schneider erblickte den Stern, der ihm, trotzdem

er so hoch heraufgestiegen war, noch in unerreichbarer Ferne lag, und er fühlte, wie ihn ein Schauer ergriff, der ihn bis zu den Füßen durchrann. Ihm war zumute, als senke sich ihm das sanfte, milde Licht des neuerschaffenen Gestirns mit kühlem Schauer bis ins tiefste Herz und erfülle sein ganzes Innere mit rieselndem Sternenglanz.

„Ich habe dich so hoch heraufgeführt," nahm der Unbekannte das Wort, „damit du den Gesang vernehmen kannst, der zur Sternenweihe erklingt. Er dringt nicht bis zur Erde hinab. — Horch!"

Im selben Augenblick erscholl ein so wunderbarer Gesang, so jauchzend, so selig und klar, so von überirdischen Harmonien erfüllt, daß dem Schneider war, als nähmen die Klänge, die ihn durchströmten, alles Schwere, Erdenhafte von ihm und machten ihn selig, wie die, die in unbekannter Ferne sangen. Bewegungslos stand er da, ohne Furcht vor der unermeßlichen Tiefe unter ihm, vom Licht der Sterne übersonnt, und auf seinem grämlichen, zerknitterten Gesicht lag ein so himmlischer Friede, als könne er in seinem Leben nicht wieder in Sorge und Gram zurücksinken.

Der Gesang wurde stärker und stärker, schwoll an und erfüllte alle Räume des Himmels, daß es schien, als werde der Glanz der Sterne unter ihm noch heller, die Bläue des Himmels noch tiefer und die Straße unter den Füßen des Schneiders noch leuchtender und schimmernder als vorhin.

„Vergiß nicht, wo der Stern steht!" sagte der Unbekannte. „Du wirst ihn in klaren Nächten auch von deinem Hause aus sehen können. Und nun leb' wohl!"

Im selben Augenblicke verstummte der Gesang.

Der Schneider erschrak. Wie? Sollte er allein bleiben auf der hohen, schwindelnden Straße?

„Wie komme ich zurück?" fragte er leise, von Furcht beschlichen.

Der Unbekannte lächelte.

„Denselben Weg zurückzugehen, würde etwas beschwerlich für dich sein. Es gibt einen, der dich schneller zurückbringen wird."

Der Schneider fühlte, wie ihm der Unbekannte die Hand auf die Augen legte — o! wie ihn die Berührung durchdrang! Alle Sorge verließ ihn und eine wunderbare Müdigkeit überkam ihn. Er schloß die Augen und verlor die Besinnung. — —

— „Nun, du hast einen guten Rutscher gemacht, Weckstroh!" lachte der Wirt zum Haifisch, als Weckstroh verstört und mit blinzelnden Augen erwachte.

Es dauerte eine Weile, bis er sich besann, wo er war.

Fröstelnd, mit einem schweren Gefühl im Kopfe und in den Beinen, die so steif waren, als hätte er einen meilenweiten Weg hinter sich, stand er auf, antwortete auf die Scherze des Wirtes mit einigen unwirschen Redensarten und stolperte nach kurzem Gute-Nacht-Gruß verwirrt und in sich gekehrt durch den Spiekersgang nach Hause.

Lange konnte er nicht einschlafen, schüttelte einmal über das andere den Kopf in dem Dunkel seiner engen Kammer, murmelte unverständliches Zeug in seinen grauen Bart und schlief erst ein, lange nachdem es von Sankt Annen drei Uhr geschlagen.

Am folgenden Tage trat er unvermutet in Steens Trödelladen.

„Steen," sagte er, „Sie hatten mal so ein Ding im Fenster liegen, das beinahe wie ein Fernrohr aussah. Wenn es vielleicht noch da wäre?"

Es war noch da, verstaubt und ein wenig schadhaft.

Aber wenn er die Linsen sauber mit einem Taschentuch putze, das Fernrohr sei gut, meinte Steen. Er habe es von einer Kapitänswitwe gekauft, die es von Lebzeiten ihres Mannes her lange aufbewahrt gehabt habe. Es sei ein gutes Stück. Man müsse nur erst wissen, wie man es einzustellen habe ...

Am Abend war das Wetter trübe und der Himmel wolkig. Aber die folgende Nacht war hell und sternklar.

Leise, um Mutter Kramer nicht zu wecken, tappte Weckstroh die Stiege hinauf zu der kleinen Dachstube im äußersten Giebel seines Hauses, schob das Fernrohr zum Dache hinaus und studierte den Sternenhimmel.

Er suchte den Stern seiner Frau.

Mißverständnis

Ein Gespräch. Von Emmi Lewald

Er und Sie beim Tee, Kriegstee mit bläulicher Milch und butterlosem Kuchen. Reizende deutsche Blumen auf dem Tisch, die keine Rivierasehnsucht aufkommen lassen ...

Nachdem sie die neuesten Berichte von den drei Fronten, aus der Luft und dem Wasser durchgesprochen haben:

Sie (den Blick gespannt auf seinen gesenkten Lidern): „Ich weiß nicht, Sie haben heut so etwas Entferntes, als wäre nur Ihr greifbares Ich an meinem Teetisch und Ihre Seele anderswo, bei einem Traum oder einem Erlebnis? Ihre Augen schweifen wie die Augen neugeborner Kinder irgendwo in Weiten. Ich besinne mich nicht, Sie jemals so entrückt gesehen zu haben!“

Er (lächelt versonnen): „Ich bin auch gewissermaßen wie neugeboren!“

Sie (beunruhigt): „Und lächeln tun Sie, wie Sie seit Kriegsbeginn nicht mehr gelächelt haben ... und unpersönlich sind Sie wie ein Nachtwandler, so, als hätte jemand Sie magnetisiert und dann vergessen, Sie aus dem Zustand wieder aufzuwecken. In Gedanken haben Sie sich zwei Stück Zucker in den Tee getan! Und ich weiß doch seit lange, lieber Freund, ein Stück ist schon das Äußerste an Süße für Sie! Mich ängstigen diese Symptome! Sagen Sie mir eins! Hängt denn dieser plötzliche Glückszustand mit einer Frau zusammen?“

Sie sieht leidenschaftlich besorgt, immer die Teekanne in der Hand, auf ihn hernieder.

Er (verträumt): „Allerdings, mit einer Frau ... ach, und mit was für einer ...“

Sie (setzt die Teekanne fort und sinkt ihm gegenüber in den Sessel, die Hände unruhig im Schoße gefaltet): „Es ist seit lange mein Anrecht gewesen, daß ich alles erfuhr, was sich in Ihrem Leben begibt.“

Er (rasch): „O gewiß! Ich werde auch diesmal beichten. Ich hätte überhaupt schon gleich davon gesprochen, wäre ich nicht noch so ganz benommen! Der Eindruck liegt mir wie ein fester Reif um die Stirne! Es kam ganz plötzlich: ich hatte ja schon soviel von ihr gehört, aber nie damit gerechnet, daß ich überhaupt zu ihr gelangen könnte . . ."

Sie (sehr ungeduldig, aber sich beherrschend, da sie weiß, daß er Zwischenfragen nicht liebt): „Nun . . . und?"

Er: „In den grauen Tag des Nordens fiel mir ihr Anblick wie ein Strahl südlicher Sonne! Es kam so: aus der Bibliothek fortgehend, treffe ich einen Kollegen an der Schloßecke. Er nahm mich mit zu ihr. Sie ist noch nicht lange in Berlin. Er sprach gleichgültig von ihr, beinah ein wenig kritisch. Im ganzen läge ja wohl mein Ideal nach anderer Richtung? Ich war erstaunt, daß er so genau über meine Ideale Bescheid wußte. Aber vieles, das man nicht gestehen würde, lesen unparteiische Dritte zwischen den Zeilen unserer Bücher heraus . . ."

Sie (immer nervöser, da er schweigt): „Nun? Wo empfing sie denn, diese wunderbare Dame?"

Er: „Sie hatte ein Zimmer für sich, saß vor einer feinfarbigen Wand, die braungrau war wie Wüstenstaub. Ahnungslos, daß ich beim ersten Blick so tief getroffen werden sollte, trat ich über die Schwelle. Und mit einem Schlag war die Welt für mich verwandelt. Die Wildheit und das Grausen dieser Zeit versanken. Vor der unsäglichen Anmut ihres Lächelns schwand mein Weltschmerz, meine Schwermut, meine Kriegspsychose. Ich war plötzlich wieder ich selbst, so wie ich einst gewesen, vor jener gewaltigen Katastrophe, die für uns alle das Leben in zwei Hälften geschnitten und uns so gründlich von der langen Zeit sorgloser Sicherheit getrennt hat . . ."

Sie (besorgt ihm jedes Wort von den Lippen lesend): „Der Wärmegrad Ihrer Begeisterung, lieber Freund, macht mich beinah eifersüchtig . . ."

Er „O, Sie müßten sie sehen — Sie würden mich begreifen! Dies ‚Blenden der Erscheinung, das sich an unsere Sinne drängt' . . . ich hätte vor ihr niederknien mögen . . ."

Sie (etwas ironisch): „Das ist ja ein Gefühlsüber-

schwang, der kaum mit Kriegsnerven zu rechtfertigen ist. Sie waren ja — gottlob! — auch gar nicht allein mit ihr?"

Er: „Nein, es waren leider noch die anderen Leute da. O, was hätte ich darum gegeben, ganz allein mit ihr zu sein, sie ganz für mich haben zu können . . .!"

Sie: „Ich weiß, Sie rechneten immer nur die Stunden unter vier Augen!"

Er (die Stirn in den Händen, als wolle er das Erinnerungsbild deutlicher beschwören): „Wir alle standen stumm unter dem Banne ihres Lächelns. Denn ihr Lächeln war das Wunderbarste an ihr. Mit einer unendlich seltsamen, hoheitsvollen Überlegenheit lächelte sie uns, den Staunenden, alle gleichsam auf dieselbe Weise zu."

Sie (ärgerlich unterbrechend): „Ich für meinen Teil habe für diese Frauen mit dem ewigen Lächeln für alle nie etwas übergehabt . . ."

Er: „O, dies gewisse, seltsam tiefgründige Lächeln der Jahrtausende, in dem uralte Geheimnisse fortzuleben scheinen, das wie Lächeln der Sphinxe ist — eine verfeinerte, kultivierte Abart des Äginetenlächelns. Nicht starr wie das Lächeln der Akropolisfrauen aus dem Perserschutt. Geistreich wie das Lippenpaar jenes Jünglingskopfes aus Kopenhagen, der auf meinem Schreibtisch steht. Rosenduft des fünften Jahrhunderts umwehte mich, wenn ich sie ansah. Aber von der Seite gesehen, im überschnittenen Profil, lag in den Mundwinkeln ein Mona Lisa-Zug, jener feine, unbestimmte einer gewissen, nicht zu fassenden kleinen Niederträchtigkeit. Wie wohl nur jene Frauen lächeln, die allzuviel angebetet worden —"

Sie (ärgerlich): „Also, mit einem abgedankten Fremdwort zu sprechen: ein raffiniertes Lächeln?"

Er (nachdenklich): „Das vielleicht . . . Und wie sie dasaß, hoheitsvoll und herrlich — ich hätte mein Haupt an ihre Knie legen mögen und das Leben vergessen!"

Sie (räuspert sich, empfindlich verletzt): „Ich finde es seltsam, daß Sie mir das alles erzählen, wußte ich doch bisher nicht, daß noch soviel verfügbarer freier Platz in Ihrem Herzen ist. Wie in aller Welt ist denn nur dies seltsame Wesen mit einemmal nach Berlin geraten?"

Er: „O, eine ganz abenteuerliche Reise hat sie gemacht . . . Ein förmlicher Roman — Betrug und Bestechung mußten vollführt werden, dies kostbare Geschöpf in der jetzigen Zeit über die Grenze zu schmuggeln — Aus Süditalien stammt sie . . ."

Sie (strafend): „Aus Italien? Durch dessen Zitronenhaine zu wandeln wir uns nicht einmal mehr im Traum erlauben dürfen?"

Er: „Ach, Träume sind doch zollfrei . . ."

Sie: „Diese nicht! Das alles liegt hinter Gittern, an denen wir nicht rütteln dürfen, wollen wir nicht mit unserem heiligsten Gefühl in Konflikt geraten. Schönheit ist kein Freibrief."

Er (bestimmt): „Nein, Verehrte! ich fühle anders — gerade darin liegt der unendliche Zauber dieses Glückes, das ich genoß — es ließ mich eine Brücke finden über das Grausen dieser Zeit rückwärts zu lang gemiedenen Altären! Wie ein Versöhnungsgruß aus dem uns einst so heiligen Lande war es. In ihrer Nähe zum erstenmal seit Kriegsbeginn habe ich eine Feierstunde durchlebt, in der mir einmal wieder ‚des Lebens Pulse frisch lebendig' schlugen. Nichts kann uns jetzt über die grausame Härte der Dinge wegtragen als ein ganz großer Eindruck!"

Sie (etwas malitiös): „Und wie war dies Phänomen gekleidet? Vermutlich nach einer ganz besonderen Mode?" —

Er: „In wunderbaren Falten fiel ihr das Gewand über die herrlichen Knie, so schön in der Mitte gerafft, als wäre der Stoff von der feinsten Wolle weicher Lämmer gewebt. Wie Musik wirkten die Falten des Kleides — die Haare, wie leicht gebrannt, hingen wie lange Perlenketten über die breite Brust hernieder. — Feierlich beklommen stand ich vor ihr. Boden Italiens! von deinen treulos gewordenen Triften sandtest du auf den seltsamsten Umwegen eine herrliche Botin plötzlich zu uns her. Wie ein Märchen steht sie in der nüchternen Helle unseres Lichts."

Sie: „Ich staune über diese Verwirrung! Wie bin ich gesinnungstreu im Vergleich zu meinem Freunde! Ich sehe in meinen Träumen Erzengel mit blanken Schwertern an der Grenze stehen, wie vor verlorenen Paradiesen. Nicht

über den Brenner, nicht über den Gotthard, nicht über jenen wundersam umblauten Paß von der Bernina herab verirren sich meine Gedanken mehr. Meine Sehnsucht ist erstorben. Ich nenne das Charakter. Sie aber machen Kompromisse, haben doppelte Buchführung! Wollen Sie jetzt schon zu jenen Unbelehrbaren gerechnet werden, die sich auf Kompromisse einlassen schon vor Friedensschluß?"

Er (die Hände hebend): „Aber das hat doch alles gar keine Beziehung zu ihr, ich bitte Sie!"

Sie (schwer gereizt): „Und wie heißt sie denn eigentlich?"

Er: „Ja, das weiß niemand ganz genau. Aber gerade im Unbestimmten liegt noch ein besonderer Reiz. ‚Schöne! einen Namen wirst du tragen, aber diesen wissen will ich nicht . . .'"

Sie: „Verzeihung! Dieser Standpunkt scheint mir denn doch in dieser Zeit reichlich bedenklich!"

Er: „Wer konnte ihren Namen feststellen? Ihr fehlten ja die Hände —"

Sie (schaudernd): „Die Hände? Mein Gott! War sie denn irgendwie in Kriegsgreuel geraten?"

Er: „Auch ihre Backe war beschädigt — so wie Kinderbacken nach Windpocken. Aber neben der unsäglichen Hoheit ihres Lächelns schwanden all diese Defekte!"

Sie: „Ja, aber die Hände! Abgehauene Hände! Ich fasse nicht, lieber Freund, wie Sie das verwinden konnten, Sie, der Sie doch vor dem Krieg Verse auf beseelte Finger machten — die Vorstellung ist zu grauenhaft! Wo hat das unglückliche Geschöpf denn nur seine Hände gelassen?"

Er: „Auch das weiß man nicht . . ."

Sie: „Ja, haben Sie denn gar nicht danach gefragt? Etwas so Ungewöhnliches — da erkundigt man sich doch?!"

Er (sieht sie mit leerem Blick verständnislos an): „Irene, was ist mit Ihnen? Gewiß bin auch ich wie alle Leute jetzt geneigt, Anomalien mit Kriegspsychosen zu entschuldigen, aber eine so sonderbare Verwirrung in der Fragestellung ängstigt mich beinah —"

Sie: „Ich verstehe nicht — wir reden hier ja wohl fortwährend umeinander in die Runde?!"

Er: „Ja, was meinen Sie denn? Was wollen Sie

denn eigentlich? Ich erzähle Ihnen beständig, wie ich ja immer gewohnt bin, jedes Ereignis meines Lebens Ihnen zu beichten und zu berichten. Sie aber sind in einer Weise gereizt und unbegreiflich, daß ich mir ganz lächerlich vorkomme, meine frische Begeisterung vor Ihnen auszuschütten —"

Sie: „Nun ja, das wäre auch die rechte Höhe, wollten Sie solch einschneidendes Erlebnis mir auch noch verschweigen! Ihre Aufrichtigkeit gegen mich ist doch mein Glück. Vergessen Sie denn ganz, was Sie mir bei Kriegsbeginn geschworen haben?"

Er (kopfschüttelnd die Hand hebend): „Aber, Liebe! Das steht doch auf zwei ganz verschiedenen Blättern ..."

Sie (scharf): „Bitte sehr, das sind jene Unterschiede, die die Männer machen, nicht wir. Sie waren mir das kraftspendende Element, das mich allein die Schrecken dieser Zeit überwinden läßt. Wie der Lotse sind Sie für mich, der das Schiff an Untiefen und Minen schließlich sicher vorbeibringt. Und nun mit einemmal kommt ein ganz unlegitimiertes Wesen aus der Fremde Ihnen über den Weg und nimmt mir meinen besten Freund weg, eine Abenteurerin, die in keiner Weise verbrieft scheint, die mit den bedenklichsten Symptomen behaftet, die vermutlich italienische Spionin ist und kurzerhand vor eine Wand gestellt und erschossen werden müßte — die Ihnen offenbar mit ihrem zweifelhaften Lächeln den Sinn verwirrt hat, daß Sie wie hypnotisiert von ihr sind und nicht mal den Mut gefunden haben, diese höchst verdächtige Persönlichkeit wenigstens zu fragen, wie sie heißt und wo sie denn eigentlich ihre Hände gelassen hat?"

Er (hoffnungslos): „Aber können Sie denn Statuen ansprechen, Irene?"

Sie (dicht vor ihm, mit zitternden Fingern an ihrem feinen Taschentuch zerrend, ihre Augen mit plötzlichem Hoffnungsglanz aufleuchtend in die seinen senkend): „Ja, von wem reden Sie denn eigentlich?"

Er (langsam, unwillig und vorwurfsvoll): „Mein Gott, seit einer halben Stunde fortwährend von der antiken Statue aus Tarent, die jetzt hier im Alten Museum sitzt ..."



Die Neuerwerbung des Alten Museums in Berlin:
Altgriechische Marmorstatue einer Göttin
Entstanden um 480 v. Chr.

Nietzsche und die Frau

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer

Das Problem „Nietzsche und die Frauen“ wird in der Regel mit bequemer Einseitigkeit so erledigt, daß man zitiert: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“, daß man damit den Philosophen als verblendeten Weiberhasser entlarvt zu haben glaubt. Auf der andern Seite hat nicht nur Frau Elisabeth Förster die große Achtung ihres Bruders vor dem weiblichen Geschlecht versichert, sondern sein Leben selbst beweist, wie weit er von der fanatischen Weiberverachtung und Misogynie seines Lehrers Schopenhauer entfernt blieb.

„Nietzsche und die Frauen“ — das ist ganz überwiegend ein freundliches Thema, das von treuen Freundschaften zu erzählen hat, von aufrichtiger Dankbarkeit und ein- oder zweimal sogar von ganz wirklicher Verliebtheit. Gewiß fehlen auch bei diesen Beziehungen die Konflikte nicht, die zu Entzweiung selbst mit der prächtigen Malvida von Meysenbug, zu heftigen Auseinandersetzungen mit Mutter und Schwester, zu Entfremdung mit Frau Cosima Wagner und Frau Overbeck führten; aber wenn wir auch die Frage nach der jeweiligen Schuld ganz beiseite lassen wollen, ist doch jedenfalls daran zu erinnern, daß solche Lösung fester Bande auch den Männerfreundschaften Nietzsches nicht fehlt: Entfremdung mit Seydlitz, Konflikt mit Rée, Bruch sogar mit Rohde. Von irgendwelcher Geringschätzung des weiblichen Geschlechts ist weder während der Freundschaften noch bei deren Ende etwas zu spüren, und ironische Urteile wie über die allzu eifrige und eitle „Schülerin“ Fräulein von Salis hat Nietzsche ja natürlich über Männer in großer Zahl abgegeben. Wir dürfen das also durch seine Lebenshaltung für bewiesen annehmen: trotz gelegentlicher theoretischer Bedenken über den Wert des weiblichen Umgangs

für den Denker — wie sie auch mancher frauenfreundliche Philosoph ausgesprochen hat! — war Nietzsche im Gegensatz zu dem Frankfurter Philosophen für den Reiz des „schwächeren Geschlechts" durchaus empfänglich. Bildet doch in der französischen Kulturtradition, die zumal der reife Nietzsche so lebhaft bewunderte, das weibliche Element einen höchst wesentlichen Teil! So hat der Dichter Nietzsche selbst die Anmut der Wüstentöchter behaglich ausgemalt, und, was doch wohl entscheidend ist, er hat ernstlich ans Heiraten gedacht und ist wiederholt mit Schwester und Freundin darüber in fast philiströs sachliche Überlegungen eingetreten. Aber — „man hat immer etwas Nötigeres zu tun, als sich zu verheiraten: Himmel, so ist's mir immer gegangen!" Es war nicht seine Schuld allein, daß er „der Fremdling, der unbehauste" war, als sein Schicksal ihn ergriff, und in weiblicher rührender Pflege hat der Kranke seine unselbständigen Tage verbracht.

Aber das Thema „Nietzsche und die Frauen" ist nicht eins mit dem Thema „Nietzsche und die Frau"! Wie der theoretische Pessimist sich immer noch das Leben leidlich behaglich einzurichten vermag — Schopenhauer und noch mehr Eduard von Hartmann sind Zeugen —, so kann auch mit dem Weib als einem „notwendigen Übel" freundlich, ja liebevoll selbst der verkehren, der die Stellung der Frau in der Gesellschaft, oder gar in der Schöpfung beklagt oder mißbilligt. Wie häufig sind Menschenfeinde, die die Menschen nicht entbehren, die ihnen Wohltäter zu sein nicht verlernen können! Wie aber steht es mit Nietzsches Stellung zu dem abstrakten Weib, mit seinem Urteil über „die Frau"?

Ich glaube: man kann Nietzsches Stellung zu dem Problem „Frau" sehr klar und deutlich übersehen, sobald man sich eins vergegenwärtigt, was die Stärke und die Schwäche seiner Position in dieser Frage zugleich in sich schließt. Für Nietzsche ist das Weib Mittel zum Zweck — nicht selbständig berechtigte Existenz. Der Übermensch Nietzsches ist unzweifelhaft männlichen Geschlechts; wie so ziemlich alle Philosophen denkt er, wenn er von dem „Menschen" schlechtweg spricht, an den Mann. Nietzsche fühlt auf seinen Schultern das schwere Gewicht einer großen Mission:

er soll dem Mann die Kraft wiedergeben, die er in früheren Perioden — denen der „blonden Bestie“ — vielleicht besaß; er soll ihm wiederverschaffen, was nach der Ansicht Nietzsches das Christentum und die asketischen Ideale überhaupt ihm geraubt haben. Für diesen Zweck ist ihm alles andere nur Mittel: Religion und Kunst, Wissenschaft und Politik, sein ganzes Leben und sein ganzes Denken; wie denn nicht auch die lebende Menschheit selbst? Es steht mit ihm, um ein Bild aus der Geschichte zu gebrauchen, wie mit Bismarck, dessen ganzes Sinnen und Trachten der Neubelebung und Stärkung Preußens galt und dem das übrige Deutschland, Süddeutschland vor allem, nur ein Mittel zum Zweck war. Die Frau ist für Nietzsche, was Bayern für Bismarck war: der wertvollste und unentbehrlichste Bundesgenosse, aber einer, der erst im Kampf gewonnen werden mußte und dessen Selbständigkeit ihm für die eigenen Ziele das größte Hindernis gewesen wäre.

Aber, wird man einwenden, wenn das so ist — wo liegt die Stärke seiner Position? Ist nicht diese Auffassung von vornherein eine verfehlte, unhaltbare? Und was schlimmer ist, ist es nicht die herkömmliche, abgebrauchte ganzer Generationen? Ist es nicht eben die naive männliche Anschauung von der alleinigen vollen Berechtigung des eigenen Geschlechts? Einfach die Lehre, die von jeder Erschütterung der „dienenden Stellung des Weibes“, von jedem Fortschritt der Frauen-Emanzipation ohne weiteres widerlegt wird?

Nun, daß Nietzsche in der Tat der entschiedenste Gegner der Frauen-Emanzipation war, ist ohne weiteres klar. Aber dennoch dürfte eine Warnung vor zu einfacher Erledigung seiner Stellungnahme zum zweiten Male angebracht sein. Mustern wir vorerst einmal die wichtigsten Aussprüche, in denen er sie niedergelegt hat; es dürfte sich daraus doch etwas anderes ergeben als das Bild des Herrenmenschen vom Schlage der alltäglichen Haustyrannen und Frauenbemitleider.

Nietzsche rühmt sich einer tiefen Kenntnis des Weibes: er nennt sich selbst „den ersten Psychologen des ewig Weiblichen“. Und aus dieser Überzeugung heraus spricht er die Worte, die man als Motto über seine Sprüche vom

Weibe setzen könnte: „Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken, aber deshalb braucht man noch nicht falsch von ihnen zu denken.“ Schon das sollte uns auf eine Auffassung vorbereiten, die von der herkömmlichen der vulgären Weiberfeinde abweicht. Freilich ist zuzugestehen, daß diese bei Nietzsche nicht völlig fehlt: in „Jenseits von Gut und Böse“ findet sich ein Aufsätzchen über die Versuche des Weibes, selbständig zu werden und dazu die Männer über das „Weib an sich“ aufzuklären, das nicht viel mehr bringt als eine Anhäufung traditioneller Weiberschelte; aber das gilt eben doch schließlich nur den Emanzipationsbestrebungen, die ihm nun einmal durchaus verhaßt sein mußten. Verhaßt nicht aus Haß des Weibes — sondern des Mannes. In seinem Kampfe gegen den Mann, wie er ihn nun einmal sieht, in seinem Kampfe gegen diesen entmännlichten, seiner höchsten Aufgabe entfremdeten Mann kann er natürlich in dem Weibe, das in eben diesem „zu überwindenden“ Geschöpf sein höchstes Vorbild sieht, nur ein Hindernis erblicken — und eine Lächerlichkeit. Denn, wie es ein andermal heißt: „Das vollkommene Weib ist ein höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann: auch etwas viel Selteneres.“ Wie soll er also darüber nicht staunen, wenn das Weib, statt diesem vollkommeneren und selteneren Ideal nachzustreben, sich mit einer Nachahmung des geringeren Typus begnügt, die obendrein unvollkommen bleiben muß?

Nicht auf die Gleichstellung mit dem Manne sieht der Kulturhistoriker Nietzsche die Entwicklung der Frau in der Geschichte gerichtet! Er gibt ihr in der Evolution der Menschheit eine sehr bedeutende und zugleich eine höchst originelle Rolle. Das Werk der Frau sei nichts Geringeres als — die Familie: „die Familie, als Notbehelf für den Staat, ist ihr Werk. Sie haben auch wirklich die Kraft, die Lücken des Staats einigermaßen zu kompensieren.“ Die höchst bedeutenden Ausführungen über die Stellung des Weibes bei Plato, die diese Sätze enthalten, sind von größter Wichtigkeit für Nietzsches Auffassung der Frau. „Das Weib ist mit der Natur näher verwandt als der Mann und bleibt sich in allem Wesentlichen gleich.“ Von

diesem Gesichtspunkt aus vergleicht er die Frau in einem Gleichnis, das kränkender klingt, als es gemeint ist, mit dem Schlaf, dem heilenden, beruhigenden, aber die Entwicklung und Ausdehnung nur mittelbar fördernden Schlaf. „In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wieder ersetzt, die wohltätige Ruhe, in der sich alles Maßlose begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich das Ausschreiten des Überschüssigen reguliert." Nietzsche also in seinem leidenschaftlichen, unaufhörlich vorwärtsdrängenden Streben nach Höherbildung, in seiner maßlosen Unruhe empfindet das Weib als die wohltätig beruhigende Macht — so etwa, wie Goethe Frau von Stein pries: „Tropftest Mäßigung dem wilden Blute ... und an deinem Busen ruhte das zerstörte Herz sich wieder auf." Wie die Natur selbst ist ihm die Frau eine ewig gleiche, beruhigende Kraft; eben deshalb freilich auch ist ihr das Aufwärtsstreben des Mannes versagt. Sie ist die „Dumpfheit", wie es Goethe nennen würde: die Zeit der keimreichen chaotischen Unbewußtheit; „in ihr träumt die zukünftige Generation ..."

Wenn aber all diese Anerkennung der weiblichen Heilkraft diejenigen schwerlich entschädigen möchte, die in jener Aussage von der Unveränderlichkeit des Weibes eine Verdammnis sehen — und ich müßte ihnen recht geben —, so diene zur Beruhigung, daß der Philosoph selbst an dieser Behauptung nicht festgehalten hat. Vielmehr gehört ja gerade die Entwicklung des weiblichen Geschlechts unter dem Einfluß einer ihm verhaßten Aufklärungsart und Gleichmacherei zu den beständigen Anklagepunkten seiner Reden wider die eigene Zeit. Er klagt über die Abnahme der Anmut, über die „Vermännlichung der Weiber", er beschuldigt auch die christliche Ehe, die in der indischen Ehe gewahrte gesunde Stellung der Frau verdorben zu haben. Freilich — Entwicklung ist ihm dies alles nur insofern, wie und weil es Entfernung von dem unveränderlichen Wesen des Weibes ist. Wie ein Naturverehrer in der Umwandlung eines reißenden Stroms in ein ordentliches Gewässer, in der Austrocknung der römischen Campagna oder der Regulierung der Straßen eines alten Dor-

fes nicht eine wirkliche Entwicklung sieht, sondern nur eine Verderbnis, so Nietzsche in jener „Vermännlichung der Frau“. Denn, wir wiederholen es, er erkennt allerdings nicht ein selbständiges Recht der Frau auf Entwicklung an, sondern er will sie ihrer hohen, aber doch sekundären Aufgabe bei der Ausbildung des Mannes gewahrt wissen. Der Mann gehört wie bei Plato und den Griechen überhaupt, dem Staat, — der Höherbildung der Gattung; der Frau aber ist es bestimmt, in dieser Entwicklung zu sein, was der Kultur gegenüber die Natur ist.

Ich höre empörte Rufe: Also das Weib soll nur „der Schlaf“ sein! Also dem Manne soll das Recht zugestanden werden, ganz allein nach seinem Bedürfnis das weibliche Geschlecht zu modeln und zu beherrschen! Also all jener Widerspruch, den schon Goethe, den so leidenschaftlich vor allem Hebbel gegen die Auffassung der Frau als eines bloßen Werkzeugs gerichtet hat — all das ist für Nietzsche gar nicht vorhanden! — Ohne seinen Standpunkt einzunehmen, möchte ich doch zunächst bemerken, daß man in der Unveränderlichkeit wie der Natur so der Frau doch auch etwas Höheres sehn kann: als unveränderlich schildern und preisen alle Religionen ihre Götter! „Das Weib erfüllt, der Mann verheißt,“ lautet ein anderer Ausspruch Nietzsches; ist Erfüllen nicht mehr als Verheißen?

Nicht von seinem Standpunkt aus, wird man einwenden; und ich muß es einräumen. Denn es folgt aus seiner Auffassung ja auch das mit Notwendigkeit, daß er der Frau alle jene höchsten Betätigungen versagt, in denen er das Ziel der gegenwärtigen Ausbildung des Menschen, in denen er die Vorbereitung des „Übermenschen“ erblickt. Mit aller Entschiedenheit bestreitet er die Möglichkeit der genialen Frau und erklärt die Beispiele, die man anzuführen pflegt, vor allem die von Schriftstellerinnen wie Frau von Staël und George Elliot, geradezu für die besten Widerlegungen der entgegengesetzten Meinung — ohne sich übrigens mit näherer Begründung dieser Widerlegung besondere Mühe zu geben. Ja selbst für das männliche Genie ist das Weib eine Gefahr und zwar, was für ihn wieder höchst charakteristisch ist, nicht als Störung, als Ab-

lenkung zu irdischen Dingen, als Versuchung — so faßten die Philosophen des Altertums und die Beter des Mittelalters die weibliche Gefahr auf —, sondern in den „anbetenden Weibern" steckt für ihn die Gefahr der Genies. Das Weib hat für Nietzsche kein Verhältnis zur Wissenschaft, deren Objektivität ihm fremd bleiben muß; oder zur Literatur, denn schon daß die geistreichen Frauen zu vielen auf einmal reden, widerspricht nach seiner Auffassung dem weiblichen Wesen. Paradox spricht er ihnen die Kunst ab, nicht etwa weil sie zu wenig, sondern weil sie zu viel Verstand besäßen: „Die Weiber haben den Verstand, die Männer das Gemüt und die Leidenschaft," wobei er natürlich Gemütsregungen und Leidenschaftsbetätigungen meint, die sich auf die letzten großen Ziele richten. Nur Schauspielerinnen zu sein hält er sie für berufen, in welcher Hinsicht er sie mit den Juden vergleicht. Der Kunst aber als einer großen, aufzehrenden Hingabe des ganzen Menschen habe vor allem die Frau immer entsagen müssen: in jener wichtigen Stelle über das Weib bei Plato sieht er in der Frau, in der Familie geradezu die Gegenmacht wider des Mannes Kunst- und Staatsbedürfnis, was für den antiken Menschen Hand in Hand geht.

Und was bliebe denn der Frau? „Sorge für Mann und für Kind," wie der selbe Schiller gefordert, der da sang: „Ehret die Frauen! sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben . . ."? Wir könnten vielleicht im Namen der Frau mit Goethe antworten: „Mir bleibt genug — mir bleibt Gesang und Liebe!" Aber wir antworten lieber mit Nietzsche selbst mit jenem über die Berechtigung hinaus berüchtigten Abschnitt des „Zarathustra": „Von alten und jungen Weiblein."

In schalkhafter Weise schildert der Prophet, wie er durch ein altes Weib genötigt wird, über „das Weib" zu sprechen; wie denn wirklich seine Lehre sich sonst nur auf die Männer bezieht — und mit denen hat er wahrlich schon genug zu tun! Mag doch eine Prophetin für die Frauen aufstehen! Aber bisher sind ja auch die großen Frauenlehrer und Frauenrechtler fast immer männlichen Geschlechts gewesen. Was er nun aber lehrt, ist allerdings

die Unterordnung der Frau unter den Mann, aber nicht um des Mannes willen. Vielmehr heißt es hier nachdrücklich: „Der Mann ist für das Weib ein Mittel" — gerade wie wir auch das Umgekehrte von Nietzsches Standpunkt behaupteten. Aber in welchem Sinne ist der Mann für das Weib ein Mittel? „Der Zweck ist immer das Kind!" In gewissem Sinne also gilt auch für Nietzsches Standpunkt jenes mystische Wort Dostojewskys: es gebe weder Mann noch Weib für sich — beide bildeten eine untrennbare Einheit. Die Aufgabe dieser Verbindung aber ist weder ein Machtzuwachs für den Mann noch für die Frau, sondern die Aufgabe ist die Höherbildung in dem Kinde. „Eurer Kinder Land," das hat der große Erzieher ja dem „Vaterlande" gegenübergestellt.

Wir wiederholen es: dies Kind selbst denkt sich Nietzsche unzweifelhaft männlich — geradeso wie die Maler aller naiven, an Engel glaubenden Zeiten, trotz aller entgegenstehenden theologischen Aussagen, aus den Engeln immer kleine Knaben gemacht haben (und aus den Teufeln freilich auch immer junge Männer!). Aber dennoch steht dies Kind der Zukunft dem Manne von heut als etwas Andersartiges gegenüber, als etwas Höheres, fast als ein anderes neues Geschlecht. Der Mann soll überwunden werden, der Mann von heut und von immer; das ist der Sinn seines geheimen Strebens. Aber — die Frau braucht nicht überwunden zu werden; die Frau wenigstens, wie sie durch ungeheuere Zeiträume war, in allen heroischen Perioden, zur Zeit der blonden Bestien — aber auch zur Zeit des Plato. Überwunden muß höchstens die Frau von gestern werden, die nach Nietzsches Auffassung dem Willen und Zweck des weiblichen Geschlechts untreu geworden ist. Denn überall gilt es ja nach seiner Lehre der vielverkannten großen Weisheit des Körpers nachzuleben, in der klarer als in den Zweideutigkeiten des Geistes das innerste Wesen der menschlichen Entwicklung sich ausspricht. „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft," denn ein „Wille zur Macht" wohnt in jedem Menschen; nur daß er bei dem Manne auf die Erweiterung des eigenen Ich geht, bei dem Weibe

auf die Schöpfung eines neuen Ich, in dem sie sich erhöht und fortgebildet darstellt: auf die Schöpfung des Kindes. Und hierzu bedarf sie, nach Nietzsche, der Unterordnung unter den Mann: der Wille der Frau ist auf das Gehorchen gerichtet, wie der des Mannes auf das Befehlen. „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück der Frau heißt: er will." Und nur in diesem Sinne ist denn auch die berüchtigte und auch wirklich nicht glückliche Schlußwendung gemeint. „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!" Und übrigens — das sagt nicht Zarathustra, sondern das sagt ein altes Weiblein ...

Sollen wir nun zum Schluß nach diesem Versuche, Nietzsches Stellung zu dem Problem „die Frau" darzulegen, auch unsere eigene Kritik aussprechen, so wurzelt unser Widerspruch weniger in der Frage des Befehlens und Gehorchens — wo Liebe ist, oder auch nur ein verständiges Unterordnen unter den höheren Willen der Ehe, wird das Gehorchen und das Befehlen wegfallen, und beide werden jenem höheren Gehorsam gegen die dem Mann wie der Frau auferlegte Aufgabe weichen —, als vielmehr in der Auffassung von der Unveränderlichkeit des Weibes. Wir glauben, daß Nietzsches Lehre von dem Menschen als einem Etwas, das überwunden werden muß, auf beide Geschlechter zu erstrecken ist und somit auch auf beide die große Hoffnung einer Höherbildung. Wir glauben, daß Nietzsche allzu galant gegen die Frauen war, wenn er meinte, sie brauchten sich gar nicht höher emporzubilden. Wir wissen nicht, ob diese Höherbildung gerade dazu führen wird, daß die Frau sich in den Betätigungen auszeichnet, die bisher ganz oder doch beinahe ausschließlich dem Manne zu eigen waren. Wer weiß denn, ob sie nicht ganz neue Gebiete der höheren Menschlichkeit schaffen wird, so wie die Krankenpflegerin eine weibliche Erfindung ist und vor allem jene höchste Kunstleistung der Frau: die Mutter, Schöpferin und Pflegerin, Erzieherin und Gesetzgeberin, Beruhigung und Vorbild zugleich. Der Mann als Vater spielt neben der Frau als Mutter gewöhnlich keine viel glänzendere Rolle als — rühmliche Ausnahmen auf beiden Seiten abgerechnet! — die Frau als Forscherin neben dem

Mann als Forscher. Das kann sich anders entwickeln; daß es aber in beiderlei Hinsicht anders werde, braucht nicht eben im Interesse der menschlichen Gattung oder auch nur der weiblichen stärkeren Hälfte zu liegen.

Auf jeden Fall: wir glauben an die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer Höherbildung beider Geschlechter und vertrauen auf den geheimen „Willen zur Macht“, daß er von dieser Höherbildung für beide Geschlechter den weisesten Gebrauch zu machen weiß — den weisesten auch vor allem für „das Kind“, für den Menschen der Zukunft. Dies gemeinsame Werk der beiden Geschlechter wird ja wohl auch selbst nicht nur männlich sein oder geschlechtslos wie die Gottheiten des alten Orients. „Unserer Kinder Land“ wird, hoffen wir, von Männern und von Frauen bewohnt sein, die den Willen zur Macht nicht im Kriege der Geschlechter betätigen, sondern in gemeinsamem Kampf für jene hohen und allen Menschen wertvollen neuen Ideale, die in feuriger Hoffnung, sich selbst dem Glück einer bequemen Machtausdehnung entziehend, Nietzsche verkündet hat. Und nur den ersten Satz streichen wir, den aber entschlossen, wenn Zarathustra sagt: „Ein Spielzeug sei das Weib, rein und fein, dem Edelstein gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist.“

Indische Sprüche

So wie ein Ball, der gegen eine Wand
Geschleudert wurde, abprallt von dem Stein:
So fällt das Böse, das du einem andern
Zufügen möchtest, auf dich selbst zurück.

Nichts, was die Dichter nicht sehen,
Nichts, was die Krähen nicht fressen,
Nichts, was die Trinker nicht schwatzen,
Nichts, was die Weiber nicht tun.

Deutsch von Hans Bethge

Der Kanzler —
Ein Gedicht in Prosa von Peter Hamecher

Achtzehn Jahre bin ich, du blonde Königstochter, und bin deines Vaters Page. Ich weiß, daß ich die Augen nicht zu dir erheben darf, Hochgeborene, und doch muß ich dich immer anstarren, wenn du vorübergehst. Du bist noch ein Kind und weißt nichts vom Frühling und von der Liebe. Oder ist deine Seele weniger unschuldig, als ich geglaubt? Kühl und spöttisch blicken mich oft deine Augen an, daß ich vor deinem Blick erbleiche bis unter die Wurzeln der Haare. Weißt du um die unruhigen Träume meiner Nächte, in denen ich dein Bild küsse? Hochmütig bist du und achtest mich gering; deshalb spotten deine Augen. Neulich, als dein Fächer dir entfiel und ich in der Verwirrung vergaß, ihn aufzuheben, schaltest du mich einen Tölpel. Wie ein Peitschenhieb traf mich das Wort, und Blut übergoß mein Gesicht. Nachts aber habe ich die Kissen naß geweint, und mein Herzbruder hörte mich am Morgen noch aus dem Schlafe schluchzen. Königstochter, grausame, ich will fortgehen in den Krieg und meine blassen, von vielen Nachtwachen abgezehrten Wangen im Blute der Feinde wieder rot färben. Wenn ich wiederkomme, ein wetterharter, stolzer Krieger, wirst du vielleicht wissen, was Liebe ist, und du wirst erröten und, wenn ich dich anschaue, vor Verwirrung vielleicht wieder den Fächer fallen lassen. Dann aber sollst du mich nicht Tölpel schelten!

❧ ❧ ❧

Königstochter, blonde, weißt du, was das Lagerleben ist? Nächte auf harter Erde, in einem engen Zelt. Die Zähne klappern aufeinander vor Kälte, und der Magen knurrt; denn seit Tagen hatten wir nichts gegessen. Wohin wir kamen, hatte der Feind alles verwüstet und niedergesengt. Und morgen, im Dämmer, geht es weiter, durch tropfenden Nebel auf unbekannten Straßen; ins Ungewisse.

Vielleicht wandern wir noch tagelang. Vielleicht treffen wir auf den Feind, und der blutige Tanz beginnt zur Todesmusik der Kanonen. Wer weiß, wo wir morgen zur Nacht ruhen. Wer weiß, in welchem Massengrabe wir vielleicht schon mit hundert andern verscharrt sind ...

Doch nein, Königstochter, wir sind heimgekehrt. Wir haben die Grenzen des Reiches vom Feinde gesäubert und die Wälle befestigt. Einmal, als alle Offiziere gefallen und ich die Führung des Fähnleins übernehmen mußte, hab' ich deinen Namen als Schlachtruf über die zusammengeschmolzenen Reihen wie ein Flammenzeichen aufflackern lassen. Von Fähnlein zu Fähnlein wurde er weitergegeben. Da kam neuer Mut in die schon wankenden Scharen, daß sie zum Angriff ihre letzte Kraft sammelten und todesmutig in den verdutzten Feind stürmten, der uns bereits geworfen wähnte. Sieh, quer über die Stirne trage ich noch die Narbe von einem feindlichen Säbelhieb. Aber wir gewannen die Schlacht!

Mein König hat mich ausgezeichnet vor allen für meine Tat. Er wird meinen Namen nicht vergessen. Wie aber hast du mich geehrt? Kühl und spöttisch glitt dein Blick über mich hin, als dein Vater dir die Truppen vorstellte und mich aus den Reihen rief. Ich bin kein Knabe mehr; ich bin ein Mann, dem das Leben Narben ins Gesicht geschnitten. Und doch stockt mir das Blut in den Adern, wenn ich dich ansehe, Königstochter, hold erblühte Jungfrau. Du aber bist hochmütig, und dein Lächeln vermag zu töten.

Und dennoch bist du schön in deiner stolzen Unnahbarkeit, blondes Königskind, und ich liebe dich.

✠ ✠ ✠

Königstochter, blonde, dein Vater wird alt, und das Reich hat keinen Erben. Wir haben dir einen Prinzen ausgesucht, den schönsten weit und breit, zum Ehgemahl. Ich, der Kanzler, habe ihn dir mit deines Vaters Willen ausgesucht und die Hochzeit ist schon gerüstet. Meine Hand zitterte leise, als sie den Ehepakt unterschrieb.

Ich bin der höchste Mann im Reiche nächst dem König. Ich bin in Wahrheit das Reich; denn mein Wille hat die

Zügel neu gestrafft, die deines Vaters Hand zu entgleiten drohten. Um deinetwillen tat ich's; denn du und das Reich sind für mich eins. Um deinetwillen lud ich die Bürde des Atlas auf meine Schultern. Ich habe kein Weib berührt und Sorge und Arbeit zu meiner Liebe gemacht, um deinetwillen. Aber was weißt du von meinen Tagen und Nächten voll Sorge und Arbeit, in denen jeder Augenblick ein Raub am eignen Glücke war!

Ich hätte die Hand nach dir ausstrecken können, du Unnahbare, Stolze; denn ich bin mächtig. Ich habe es mir versagt. Nur ein im Glanz der Krone Geborener soll neben dir sitzen. Im Werke aber, das ich schuf, bin ich dir angetraut; in ihm liebe ich dich; in ihm bist du mein. Nie kannst du mir das nehmen, ob du auch spöttisch und hochmütig lächelst. Ich habe dich begehrt und habe dich in meinem Werke gefunden. Was brauch' ich mehr?

Lächle, unnahbar Stolze, Kühle! Denn dein Lächeln ist königlich und schön. Auch dein Gemahl ist schön. Ihr seid die Edelsteine in jener Krone, die ich geschmiedet, und so liebe ich euch!

⌘ ⌘ ⌘

Königin! Euer Gemahl ist roh, wollüstig, verschwenderisch. Ihr seid hochmütig und verachtet das Volk. Feinde stehen vor den Wällen und horchen auf das Murren, das dahinter schwillt. Ihr lächelt? O, ich kenne dieses Lächeln, das mir einst Glück und Qual war; das ich liebte und haßte zu gleicher Zeit. Um seinetwillen schuf ich das Reich groß und stark, und noch in meinem Werke liebte ich Euch und Euer Lächeln. Aber diese Liebe war nur ein Umweg zu meinem Werke, und jetzt hat nichts mehr Macht über mich außer ihm, das Ihr und Euer Gemahl gefährdet. Das Volk verlangt Euer Leben. Mich kümmert das Volk nicht; aber ich tue, was mein Werk mich heißt, das ich schützen will vor Eurem freventlichen, spöttischen Lächeln. Noch könnte ich Euch retten; aber ich mag das nicht. Mein Gefühl ist tot in mir, und hier in meiner Brust lebt nur noch der eine Gedanke: das Reich. In seinem Dienste bin ich ergraut. In seinem Dienste habe ich mich geopfert, und kein Opfer ist mir zu schwer, das die Notwendigkeit

gebeut. Lächelt! Lächelt auch dem Tode entgegen, kühl und hochmütig, wie Ihr's im Leben getan. Wenn ich im Anblick des Schafottes Euch lächeln sehe, will ich Euch achten, trotzdem ich Euch hasse.

⌘ ⌘ ⌘

Grau bin ich und gebrechlich, Königstochter. Lange habe ich dich überlebt und habe mein Werk befestigt wie für die Ewigkeit. Aber ich friere in der Einsamkeit meines stolzen Werkes, seit ich dein Lächeln nicht mehr sehe, kühl, unnahbar und königlich wie mein Werk, das ich dir nachgebildet; dem deine lächelnde Unnahbarkeit den Gedanken gegeben.

O hättest du begriffen, daß es nur ein Ersatz war und ein Umweg meiner Liebe: nie hätte es sich zwischen dich und mich gestellt! Ich glaubte, im Tode dein Lächeln zu vernichten, das mich beunruhigte; aber als ich dich, kühl und lächelnd wie immer, auf dem Blutgerüst stehen sah, wußte ich, daß es eine Macht war, die mein Werk in mir überdauert, daß sein Tod mein Werk um seinen Sinn bestahl.

Mein Geist hat nicht geruht; aber was er ersann, war nur ein freudloses Ringen gegen des Lebens Leere. Nachts aber zerfrißt dein Lächeln mir die Ruhe der Träume. O, alles Tun ist wertlos, und ich gäbe gerne das Reich dahin für eine Nacht voll der schmerzlichen Seligkeit meiner Knabenträume; für einen Frühlingstag, an dem dein Lächeln dem Jüngling Glück und Qual bereitet. Ich bin der mächtige Kanzler, den kein Gegner anzutasten wagt, und hungre nach deinem Lächeln, Königstochter, blonde!

Lächle, du Stolze, hochmütig und unnahbar; schaff' mir Lust und Qual. Ich bin alt und gebrechlich und friere. Gib mir dein Lächeln, daß ich wieder daran erwarme zum Leben. Ich schenke dir mein Reich als ein geringes Spielzeug deiner Launen, ein armseliges Ding, das kaum ein Lächeln wert.




Wiedersehen

Hast du das ganz vergessen,
Daß einst dein Arm in meinem hing
Und Wonne unermessen
Von deiner Hand in meine Hand,
Von meinem Mund in deinen überging,
Und daß dein blondes Haar
Einst einen flüchtigen Frühling lang
Der selige Mantel meiner Liebe war,
Und daß die Welt einst duftete und klang,
Die jetzt so grau verdrossen liegt,
Von keinem Liebessturm, von keiner süßen Tor-
heit mehr gewiegt?

Was wir einander wehe tun,
Die Zeit verweht's, das Herz vergißt;
Die seligen Stunden aber ruhn
In einem Glanz, der ohne Ende ist.

Hermann Hesse

Hinter der alten Stadtmauer

Hinter der alten Stadtmauer
Möcht' ich auf dich warten —
Da wo das Bänklein steht
Und lebt ein alter Baum —
Aber du wirst ja niemals kommen.

Mit Schneerosen will ich deinen Weg bestreun,
Mit Rosen weißer als der weißeste Alabaster,
Dort wo der alte Baum lebt — —
Aber du wirst ja niemals kommen.

Franz Rebiczek

Die geschlossenen Lippen

Der du verändernd
Mit kühler Meisterhand
Über der Deinen ruhendes Antlitz fährst —
O lösch' mir, Tod, den trotzigen Zug nicht fort
Und laß mir die Lippen
Fest und herbe geschlossen!

Einst in der Jugend
Sangen sie sehnsuchtgewölbt:
Vor uns im Becher
Zittert der Überfluß.
Siehe, wir dürsten! Doch einmal
Neigt sich der kreisende Becher auch uns!

Aber die Jugend ging hin.
Mühselig folgten
Jahre des Ringens ihr nach,
Wie schwer Beladne schweigend durch Nebel ziehn,
Und nur ein Hauch noch
Bebte das Lied von verblühenden Lippen.

Genug des Hoffens! Bald auch genug der Mühn!
Zögernd zu Tale
Sinkt schon des Alternden Weg,
Und ungesättigt
Hat sich der süchtige Mund
Herb geschlossen und schmal gepreßt.

Tod, erweich' ihn mir nicht!
Noch zu den Schatten
Trag' ich ihn abwärts, den trotzigen Lippenzug —
Ihn, mit dem ich bezahlte,
Was das Leben mir schuldig blieb!

Carl Busse



Westerländer Strand auf Sylt. Gemälde von Ludwig Grieb

Bernhard Hoetger

Von Prof. Dr. Georg Biermann

Den deutschen Kunstfreunden ist Hoetger kein unbekannter mehr. Das Frühjahr 1914 hatte die letzte Ausstellung der Großherzoglichen Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe in Darmstadt gezeitigt, und einer der wirklichen Brennpunkte jener Ausstellung waren die bildhauerischen Arbeiten, die Bernhard Hoetger für den Platanenhain vollendet hatte. Sie entfachten für einige Wochen eine leidenschaftliche Erörterung in der weiteren Öffentlichkeit und haben vielleicht das Meiste zur richtigen Bewertung der künstlerischen Persönlichkeit ihres Schöpfers im Rahmen der neuzeitlichen Kunst beigetragen. Vielen ging die Schönheit jener Arbeiten auf den ersten Blick ein. Sie erkannten das Neue und auch das uralt Geheimnisvolle jener zeugenden Kraft, die sich unbewußt mit dem Gefühl verwandter künstlerischer Regungen in älteren und uralten Zeiten begegnete. Den anderen aber hatte sich das Auge so schnell noch nicht für die *reine Form* erschlossen, die nicht mehr das kleinliche Alltagsleben, das uns bewußt gewordene Stück banaler Wirklichkeit gestaltet, sondern aus jenen tieferen Quellen schöpft, die dem Künstler eine Summe „expressiver“ Kräfte und eine Formanschauung vermitteln, welche das Leben zeitlos bindet und Leidenschaften entflammen und verglimmen läßt wie Schwingungen, die seit Urbeginn an die Seele der Welt bewegt haben —.

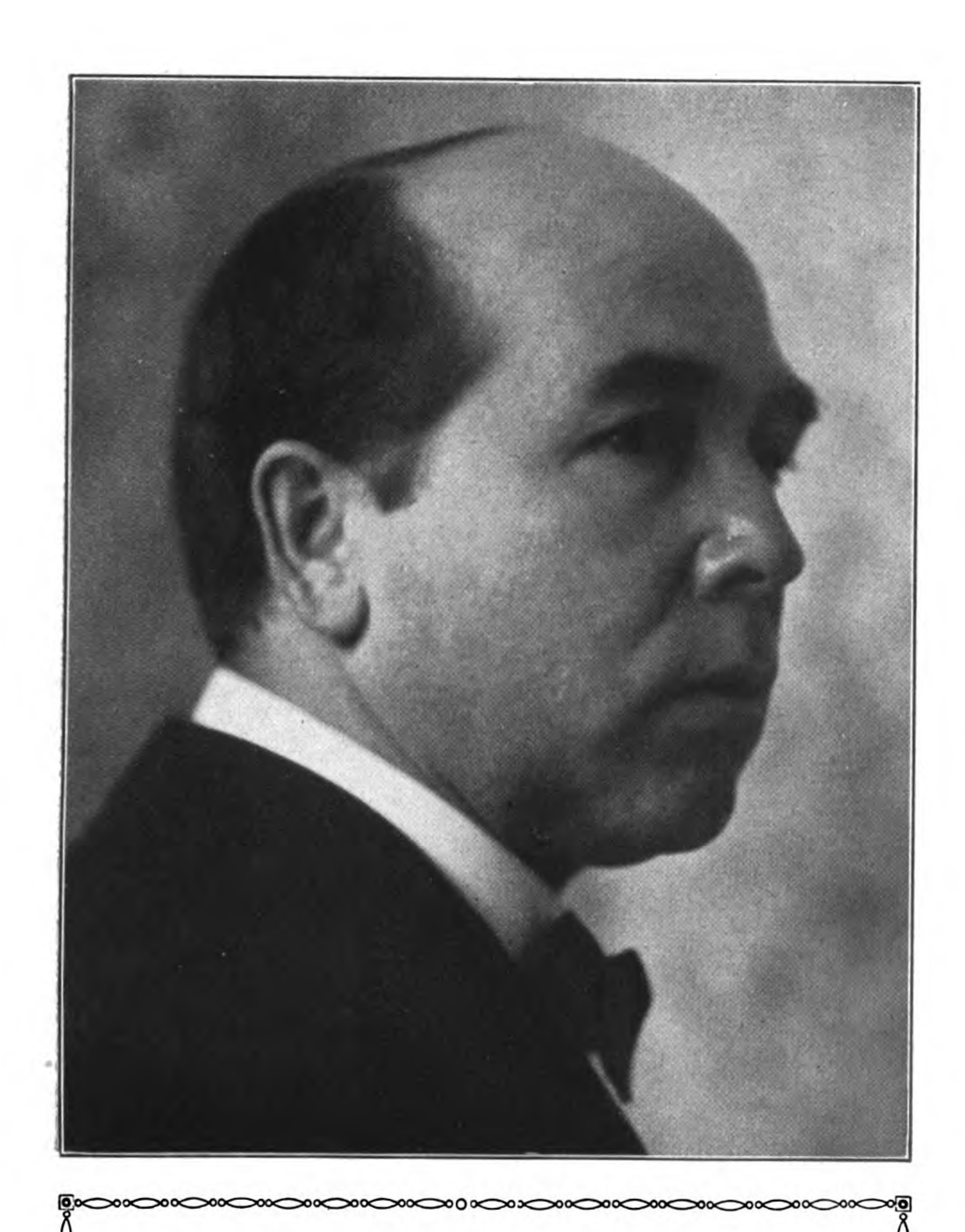
Eines aber war bei allem Für und Wider klar: Der Streit um die künstlerische Wertung des Hoetgerschen Platanenhains war im letzten der Kampf des „Gestern“ gegen das kommende „Morgen“ — der Kampf zweier Weltanschauungen, die keine Vermittelung zwischen sich dulden. Hoetger steht an der Spitze der neuen kommenden Kunst und ist ihr erster Vollender. Er ist mit dem Impressio-

nismus geboren und hat sich erst langsam zu jener verinnerlichten Ausdrucksform durchgerungen, unter deren Zeichen sich die Zukunft entfaltet. Das erklärt nicht zuletzt die Leidenschaftlichkeit, mit der die Meinungen aufeinanderprallten. Dann aber kam der Völkerkrieg, und der Kampf um künstlerische Dinge trat plötzlich zurück hinter der Not des Augenblicks. In jenen Tagen bat mich der Herausgeber von Velhagen & Klasings Monatsheften um einen Beitrag über Hoetger. Ich schrieb ihn gern und bringe ihn ohne wesentliche Änderung so zum Abdruck, wie ich ihn damals entworfen habe.

⌘ ⌘ ⌘

Eine Entwicklungsgeschichte als Folge einer Reihe fortlaufender Steigerungsprozesse gibt es in der Kunst nicht. Die Form allein ist den Wandlungen unterworfen, in dem Maße wie sie von dem Gefühl eines einzelnen gottbegnadeten Schöpfers, einer Zeit oder einer Nation erfüllt ist. Nur Zeitabschnitte, in denen das Gefühl völlig versagte, legen sich fast ausschließlich auf die Kunstfertigkeit fest, die mit künstlerischem Schaffen nicht zu verwechseln ist. In diesem Sinne ist alle impressionistische Kunst das unzweideutige Zeichen des Niederganges, und es wird einer nach uns kommenden Menschheit gar nicht so seltsam erscheinen, daß im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts der Impressionismus so hoch im Kurse stand — daß aber in dem Augenblick, wo unsere Zeit wieder von einem starken Gefühl der Gemeinsamkeit erfüllt wurde, auch eine neue Kunst mit innerer Notwendigkeit hervortreten mußte, die sich in wenigen Jahren bereits das Recht auf Beachtung sichern konnte.

Das neunzehnte Jahrhundert war in der Tat nur eine Zeit ununterbrochenen Suchens nach neuen Werten, die seit den Tagen der Revolution und der Befreiungskriege für Deutschland verlorengegangen waren. Während das Zeitalter des Barocks und Rokokos trotz allen Kriegen, die es erfüllten, doch noch im Künstlerischen des Zaubers einer alles umspannenden Harmonie voll war, ist der Ehrgeiz jenes Geschlechtes nach 1815 so ausschließlich politisch gerichtet gewesen, daß für die Kunst beinahe nichts mehr übrig-



Bernhard Hoetger



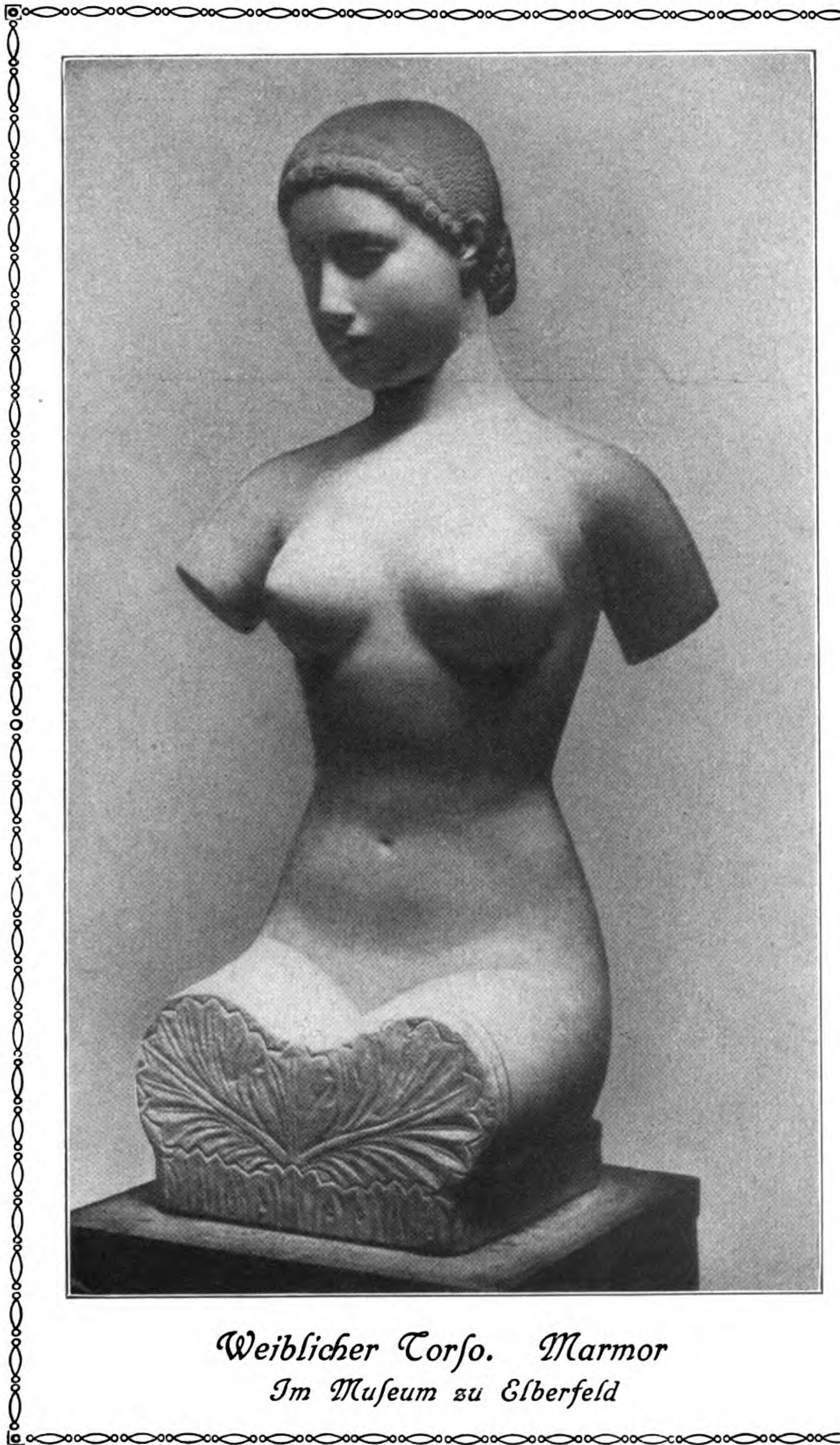
Weibliche Maske. Bronze

blieb. Durch Romantik, Historienmalerei und Genrekunst führte der Weg langsam zum Herrschaft des Temperamentes, die dem Impressionismus der letzten Vergangenheit den Weg bahnte. Die Großen dieser Zeit berühren die allgemeinen Kunstströmungen nur von ungefähr. Denn gerade die Menzel, Feuerbach und Marées beweisen, wie gefährlich es ist, wenn Generationen unter das Szepter der Theoretiker kommen. Der Impressionismus aber ist durch die Schnellebigkeit einer Generation propagiert worden, die in dreißig Jahren die Verluste von anderthalb Jahrhunderten eingebracht hat, die bei der unerhörtesten Anspannung aller Kräfte gar keine Muße zum Selbstbesinnen und zur Beschaulichkeit finden konnte, deren Sehnsucht unter dem lauten Getriebe des ewig nur auf äußeren Gewinn bedachten Alltags verstummen mußte, die, um Kultur zu haben, erst alle Kulturlosigkeiten in Stilnachahmungen und rückwärts gewandten Sentimentalitäten an sich erfahren mußte. Dieser Generation gab der Impressionismus künstlerisch einen gesunden Auftrieb ihrer ungekannten Kraft, indem er zur großen Lehrmeisterin alles Schönen im Rousseauschen Sinne, zur Natur zurücklenkte, aber er gab ihr noch nicht das große Erlebnis im Künstlerisch-Geistigen.

Dieses zu gestalten, wird die Aufgabe der kommenden Kunst sein. Auf dem Wege zu diesem Ziel ist Bernhard Hoetger einer der berufenen Führer. Seine Kunst hat die Gebärden des Heiligen, des von innen heraus Geborenen. Sie hat das reine, tiefe Gefühl, das uns seit der Gotik fast gänzlich fremd geworden ist, hat die Leidenschaft zur Form als Ausdruck seelischer Schwingungen in einem fast zeitlosen Sinn. Wie sehr in diesen Schöpfungen die Größe und der Geist unserer Tage vorausgeahnt sind, das zu zeigen, wird nicht zuletzt die Aufgabe dieser Zeilen sein. Aber in Hoetgers künstlerischer Entwicklung ist auch der Übergang der impressionistischen Kunstanschauung zu einer neuen Form des Monumentalen greifbar. Es ist folgerichtige Entwicklung in diesem Werk und damit der Wille zur neuen Tat zugleich offensichtlich.

Während diese Zeilen geschrieben werden, ist eben der

Weltkrieg über Europa hereingebrochen, und Deutschland hat den ihm aufgenötigten heiligen Kampf begonnen. Eine große verhaltene Leidenschaft geht um, wie im Nu steigt eine neue Sehnsucht auf und nimmt unterschiedslos alle gefangen, die Zeugen dieser neuen großen Zeit für Deutschland sein dürfen. Der Dichtermund des Fünfzigjährigen singt jugendfrohe Kampfeslieder. Das Volk steht in Waffen. — Was ist geschehen? Ein Wunder, so will es scheinen. Die Tränen der Witwen und Waisen werden die Erde tränken, die vom Blute unserer Heldensöhne dampft, aber das neue, das göttliche Gefühl wird bleiben, und durch dieses Gefühl geht der Läuterungsprozeß der Menschheit. Dieses Gefühl ist Religion. Es werde zur künstlerischen Emotion, werde Schöpferkraft und suche sich und seiner Zeit Symbole von grenzenloser Schönheit, so wie sie frühere Zeiten besessen, die das Glück der allen Menschen gemeinsamen und vertrauten Sehnsucht gekannt haben. Man denke an die alten Ägypter, deren Kunst sich durch drei Jahrtausende hindurch rein, groß und stark, auch innerhalb der unvermeidlichen Schwankungen, behaupten konnte. Hier gibt es nichts, was aus der Zeitlichkeit heraus empfunden wäre. Göttliche Kraft ist der Rhythmus dieser Tempel, dieser Grabdenkmäler und Paläste, deren Trümmer das tausendtorige Theben verschließt. Als Gleichnisse dem Unendlichen ähnlich, wachsen die steinernen Tempelwächter vor den Fassaden empor. Selbst die Alltäglichkeit, der der ägyptische Künstler nicht anders als die Schaffenden anderer Zeiten seinen Tribut zollt, ersteht zum Symbol. Da sind Momente des Lebens in Reliefs gebannt, die an die Ruhmestat eines Pharao erinnern oder das Leben der Scholle mit breiter Behaglichkeit erzählen. Gäbe es die ägyptische Geschichte in den fünftausend Jahren peinlich genau von Zeitgenossen ausgeschrieben und wir hätten ihre Denkmäler nicht, wir würden ein Buch lesen, das nie den Glauben wecken könnte an das, was es erzählen müßte. So aber wissen wir von Daten und geschichtlichen Geschehnissen bei diesem Volke wenig, und doch steht es uns in seinem einzigartigen und erhabenen Lebensgefühl vor Augen, weil es Künstler be-



Weiblicher Torso. Marmor
Im Museum zu Elberfeld



Frau Stadtdirektor Tramm=Hannover
Bildnisbüste. Goldbronze



Die Gattin des Künstlers
Goldbronze



Bildnisbüste: Baron A. von der Heydt-Elberfeld

sessen hat, aus deren fragmentarischen Schöpfungen noch der Sehnsuchtsschrei früherer Jahrtausende laut wird, der uns Heutigen nur verwandte Empfindungen zu künden scheint.

So ist es kein Zufall, daß wir endlich wieder anfangen, neue Maßstäbe künstlerischer Wertung zu bilden und uns vom oberflächlich Gefälligen (das in seiner höchsten Verfeinerung die klassische Zeit des Griechentums gepriesen hat) dem ursprünglich starken und eindrucksvoll Selbstverständlichen wieder zuzuwenden. Der Impressionismus hatte bereits unbewußt einen entschiedenen Schritt nach vorwärts getan, indem er uns im Banne der Natur von aller schlechten Sentimentalität befreite. Er konnte aber niemals ein Endziel sein, weil sein Vorwurf im letzten nur die Wiedergabe der sichtbar faßbaren Welt ist. Das Verlangen nach Stil aber ist heute lebendiger denn je, es gleicht im Grunde dem Suchen nach der großen Form, als dem Gefäß intuitiv expressiven Empfindens, das in den Werken der Jungen leidenschaftlich nach Ausdruck ringt.

Vielleicht vollzieht sich diese Wiedergeburt im Künstlerischen nicht so sehr zunächst auf dem Gebiet der Malerei wie auf dem der Plastik. Diese Kunstübung, die neben der ihr verschwägerten Architektur in allen künstlerisch neuschöpferischen Zeiten an erster Stelle gestanden, hat seit den Tagen des Rokoko nur noch ein stiefmütterliches Dasein gefristet. Wirkliche Talente hat es auf diesem Gebiete seit hundert Jahren in Deutschland überhaupt nicht gegeben. Das Neugriechentum gewisser Moderner auf der einen Seite, auf der anderen Seite Rodin als stärkster Pol der impressionistischen Kunstübung, dazwischen nur Halbtalente, die das uralte Programm immer wieder neu wandeln, so steht das Bild der letzten Bildhauerkunst vor uns, arm wie die Zeit selbst an Gefühlsgehalt gewesen ist, in der diese Kunst erwuchs. Und während über der Architektur längst eine neue Morgenröte heraufdämmert, muß sich die Plastik langsam ihren Platz an der Sonne erkämpfen.

Als Bernhard Hoetger zu schaffen anfing, war der Impressionismus das große Schlagwort des Tages. Der Meister war, verhältnismäßig jung, in die Hauptstadt

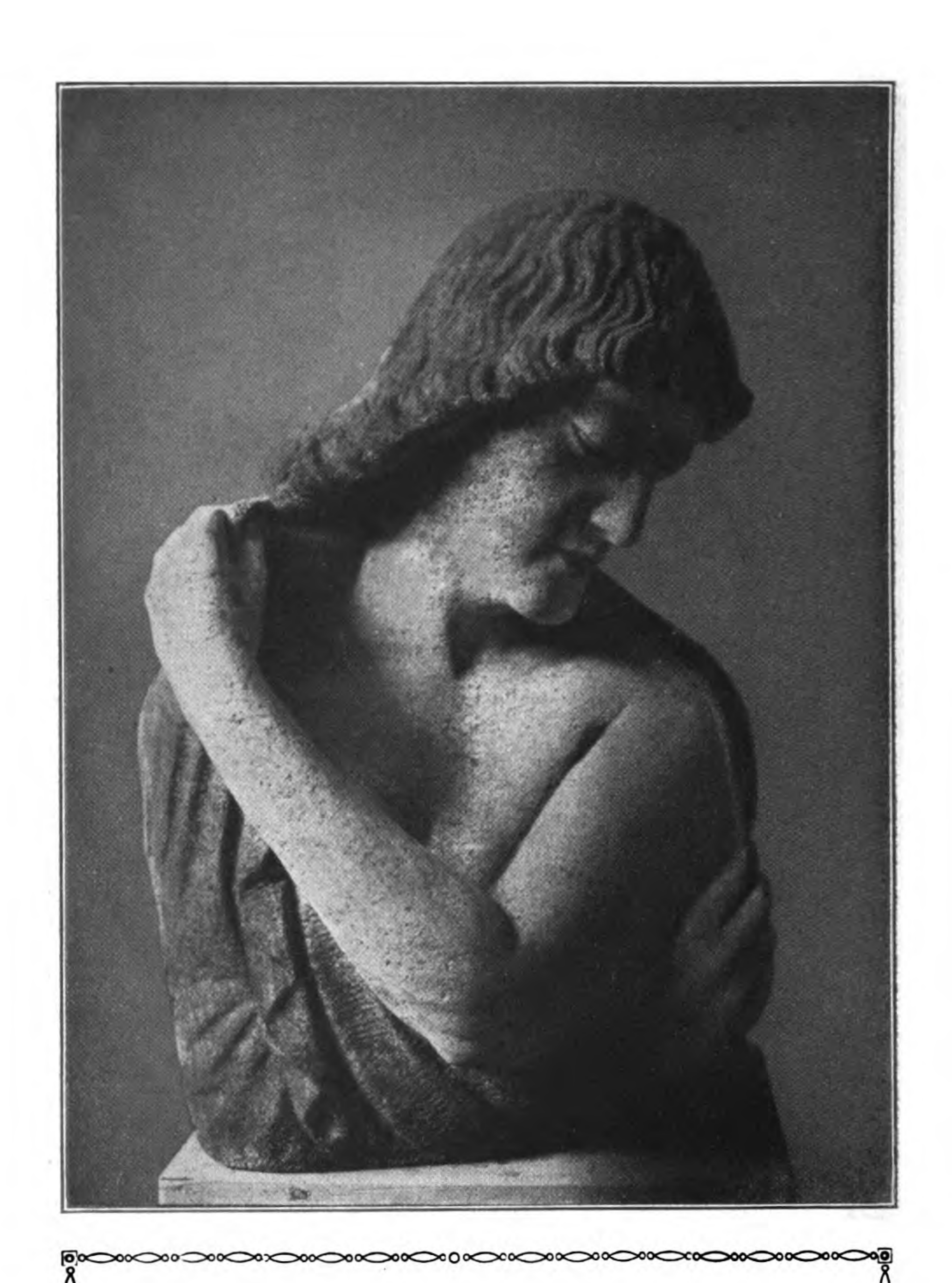
Frankreichs gekommen, geführt von einem sicheren Empfinden, daß hier für jeden, der es ernst mit seinem Streben meint, ein wundervoller Ort zur ruhigen Arbeit unter dem Eindruck einer großartigen Kultur zu finden sein müsse. Und in dem Punkte hat Paris Hoetger auch nicht enttäuscht, obwohl die Jahre seines Aufenthaltes an der Seine der schwerste Abschnitt seines Lebens gewesen sind. Wie so viele seiner Kollegen hat auch Hoetger als Steinmetz begonnen. Erst in Paris reifte er zum Künstler, hier vollzog sich in seinem Schaffen jene nachhaltige Wandlung, die den Meister immer bewußter vom Impressionismus entfernte.

Denn als Hoetger knapp nach der Wende des Jahrhunderts in Paris zu arbeiten begann, war Rodin die große Sensation des Tages. Unter dessen Einfluß schuf er seine vielbewunderten Kleinbronzen, die sogenannten „Straßentypen", den Schiffszieher, die menschliche Maschine u. a., was oft reproduziert worden ist. In all diesen Arbeiten ist Rodins Einfluß unverkennbar. Die wundervolle Büste der „Fécondité" ist das Hauptdokument dieser Zeit. Aber lange verweilte Hoetger nicht bei der reinen Wiedergabe der Natur. Immer bewußter entfernte er sich vom Impressionismus wie von dem überlieferten Ideal des klassischen Griechentums. Noch bevor Maillol den Plan betrat, hatte Hoetger mit einigen Hauptwerken dieser Übergangsepoche eine dem Rodinschen Impressionismus völlig entgegengesetzte Stilschönheit entdeckt. Beweis dafür sind der köstliche Torso vom Jahre 1905 und die weibliche Maske, die Hoetgers Namen damals im Kreise der Kenner zuerst bekannt gemacht haben. Auf der durch diese beiden Werke angedeuteten Linie hat sich die Kunst unseres Meisters weiter entwickelt. Sie sind — wenn man will — sogar das Vorspiel für den Darmstädter Platanenhain. Jedes neue Werk aus des Meisters Hand, das nach dem Jahre 1905 entstand, ist ein Schritt näher zu diesem Ziele. Der kleine Kreis der Verehrer, an deren Spitze der feinsinnige Sammler und Mäzen Baron August von der Heydt genannt werden muß, der Hoetger zuerst erkannte und mit Aufträgen bedachte, hat sich in



Bildnis: Frau Simons

Sandstein



Der Abend
Büste in getöntem Muschelkalk

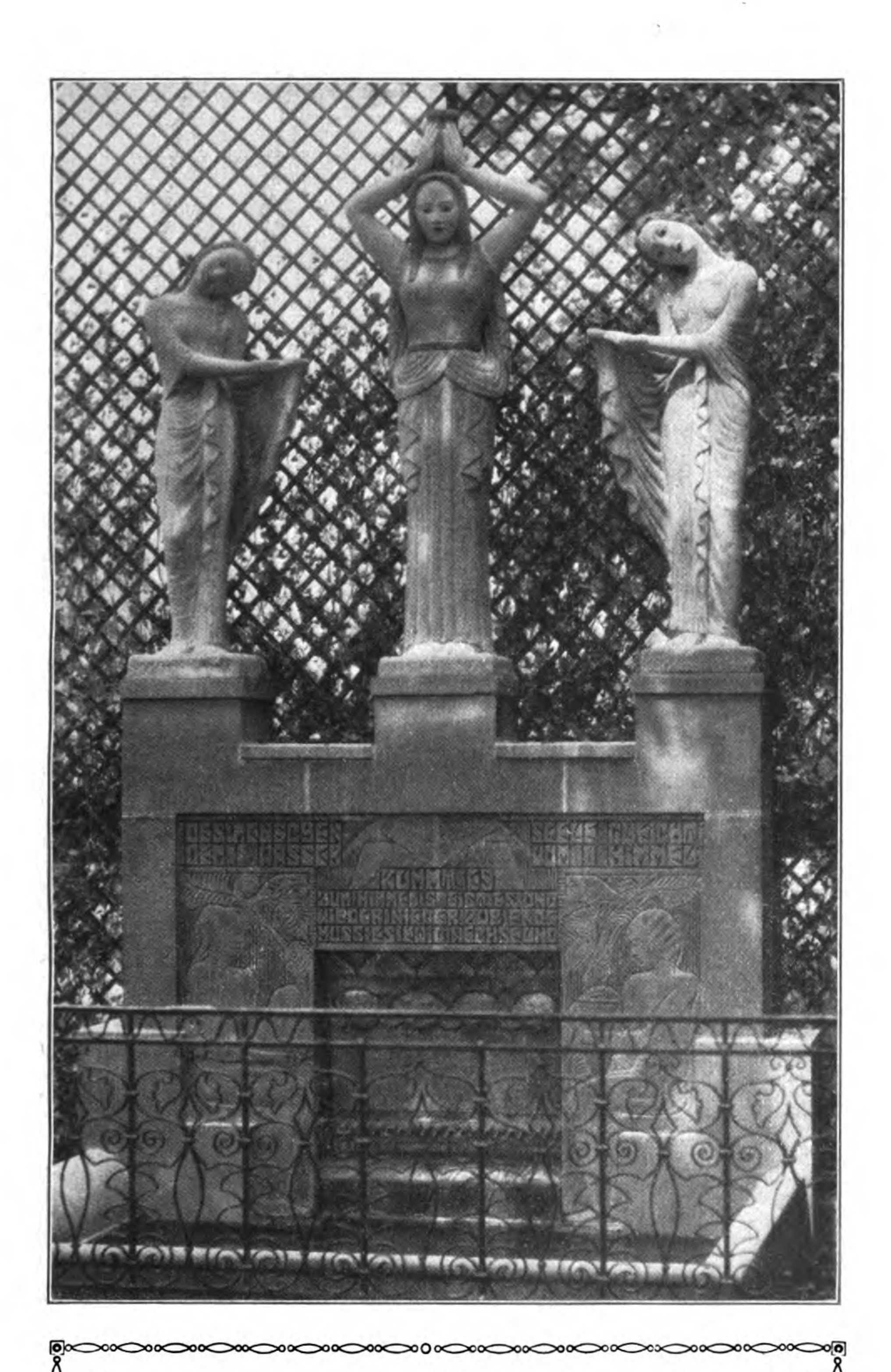
den folgenden Jahren in dem Maße, wie auch im breiteren Publikum das Verständnis für die Schönheit dieser Kunst Platz griff, ständig erweitert, und daß der kunstsinnige Großherzog Ernst Ludwig von Hessen den Meister im Jahre 1911 zu sich nach Darmstadt berief, um ihm hier ein großartiges Feld schöpferischer Tätigkeit zu erschließen, wird fortan immer als eine der bedeutsamsten Taten dieses um die Kunst so hoch verdienten Fürsten gewertet werden.

Immer aber ist Hoetger abseits von dem Wege gegangen, auf dem kleinere Talente so schnell und leicht zu Erfolgen kommen. Was er geschaffen, ist aus geläutertem Gefühl herausgewachsen. Der Reichtum seines Geistes und die starken seelischen Erregungen, die ihn bewegen, sprechen aus jedem seiner Werke. Und diese sind niemals bloße Wiedergabe der Wirklichkeit und des Modells, sondern das Ergebnis eines künstlerischen Schöpfungsprozesses, der die Natur zu einer neuen höheren Einheit im Sinne des Künstlerischen umgestaltet. Wie die ganz große Kunst der Alten für das sie umschließende Leben einen neuen Ausdruck erfand, wie sie von der Vergänglichkeit absah, um die Form eines unvergänglich Ewigen zu gewinnen, wie sie das Empfinden eines einzelnen dem Klang eines ganzen Zeitabschnittes vermählte, so sind auch die in ihrer Liniensprache von allem Unplastischen freien Werke eines Hoetger Träger und Ausdruck einer Weltanschauung, in der selbst das Bildnis sich dem höheren künstlerischen Moment unterordnet. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man sogar den nach dem Leben geformten Büsten unseres Meisters eine über die Zeit hinausgehende Allgemeingültigkeit prophezeit. Sie sind in ihrer meist herben, aber auch edlen Liniensprache, in der Art, wie sie dem Menschen bei allem Eingehen auf das Individuelle, das Typische seiner Art entlocken, Dokumente, aus denen nachfolgende Geschlechter schneller das geistig Bedeutsame unserer Zeit erkennen werden als aus dickleibigen Büchern braver Gelehrten. Das gilt vor allem auch für die Frauenbildnisse, von denen Hoetger neben den hier abgebildeten eine ganze Anzahl unterlebensgroßer Figuren für die eine Längsfront des Platanenhains geschaffen hat. In diesen Er-

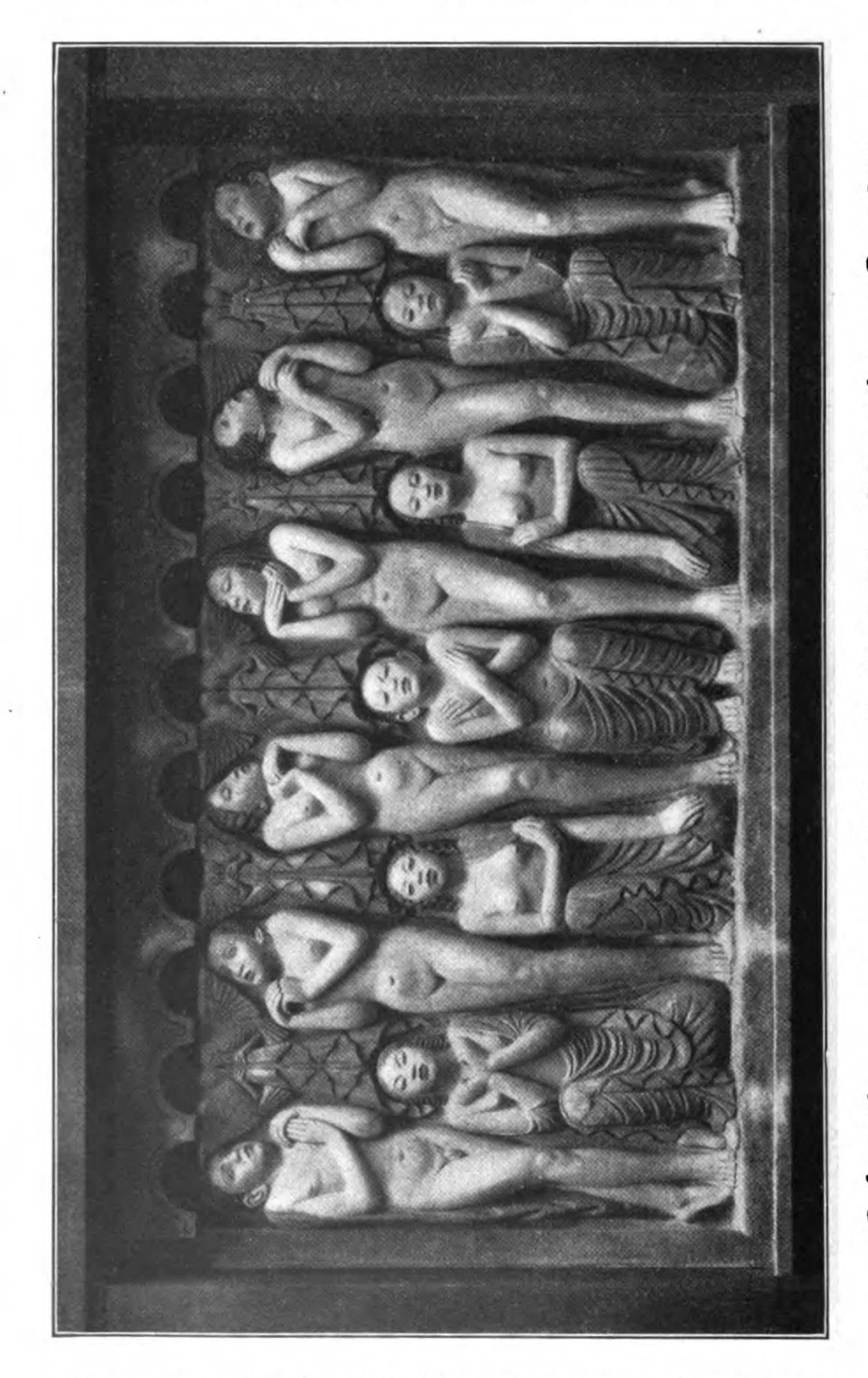
scheinungen, deren Modelle dem engsten Freundeskreis des Künstlers entstammen, ist die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts Symbol unserer Zeit geworden. Es strömt von diesen Gestalten, die als „Krugfrauen" sich der harmonischen Idee des Haines unterordnen mußten und trotzdem Porträts geblieben sind, ein Zauber des Weltfernen, des nicht an das Heute und Gestern Gebundenen aus, der ewigen Klang hat. Törichte Menschen, die von dem Gefühl dieser Dinge berührt werden, ohne sie deuten zu können, faseln vor solchen Wunderwerken von Eklektizismus, ohne zu bedenken, daß große und echte Kunst ewig und in ihrer schöpferischen Emotion unwandelbar ist. Wo der Künstler über den Alltag hinaus das Symbol sucht, muß er auf die allgemein gültigen Formen zurückgreifen, die die Plastik durch sich selbst und ihr Material besitzt. In diesen Werken singt das Lied einer seltsam gedämpften Leidenschaft, schwingt die große Seele eines gottbegnadeten Schöpfers.

Nach diesen Andeutungen darf der Leser einige Worte über den Darmstädter Platanenhain erwarten, der eingangs erwähnt, das Thema Hoetger an dieser Stelle veranlaßt hat. Der Raum für diese Schöpfung war gegeben in jener auf der Mathildenhöhe vorhandenen, mit Platanen bepflanzten Anlage, die von der Eingangsseite her ein Portal erstehen ließ, auf dessen beiden Pilastern je ein puttentragender Silberlöwe und Leopard als Wächter des heiligen Haines thronen. In der Querachse, die vom Portal die eine Längswand schneidet, erhebt sich als Mittelpunkt der dreifigurige Brunnen; rechts und links daneben stehen in besonderen Nischen vor Efeuwänden die Krugfrauen. Auf den vier Ecken oben und unten im Rechteck stellte der Meister, einander entsprechend mit je sechs stehenden und fünf hockenden Figuren, die Reliefs auf, die nicht nur für die künstlerisch-geistige Idee der Gesamtanlage die betonenden Kontrapunkte sind, sondern auch der Architektur unmittelbar ihren Halt geben. Auf der einen Schmalseite als Treffpunkt der von oben nach unten zu verlaufenden Längsachse erhebt sich die Gruppe der sterbenden Mutter, die ihr Neugeborenes ins Leben schickt.

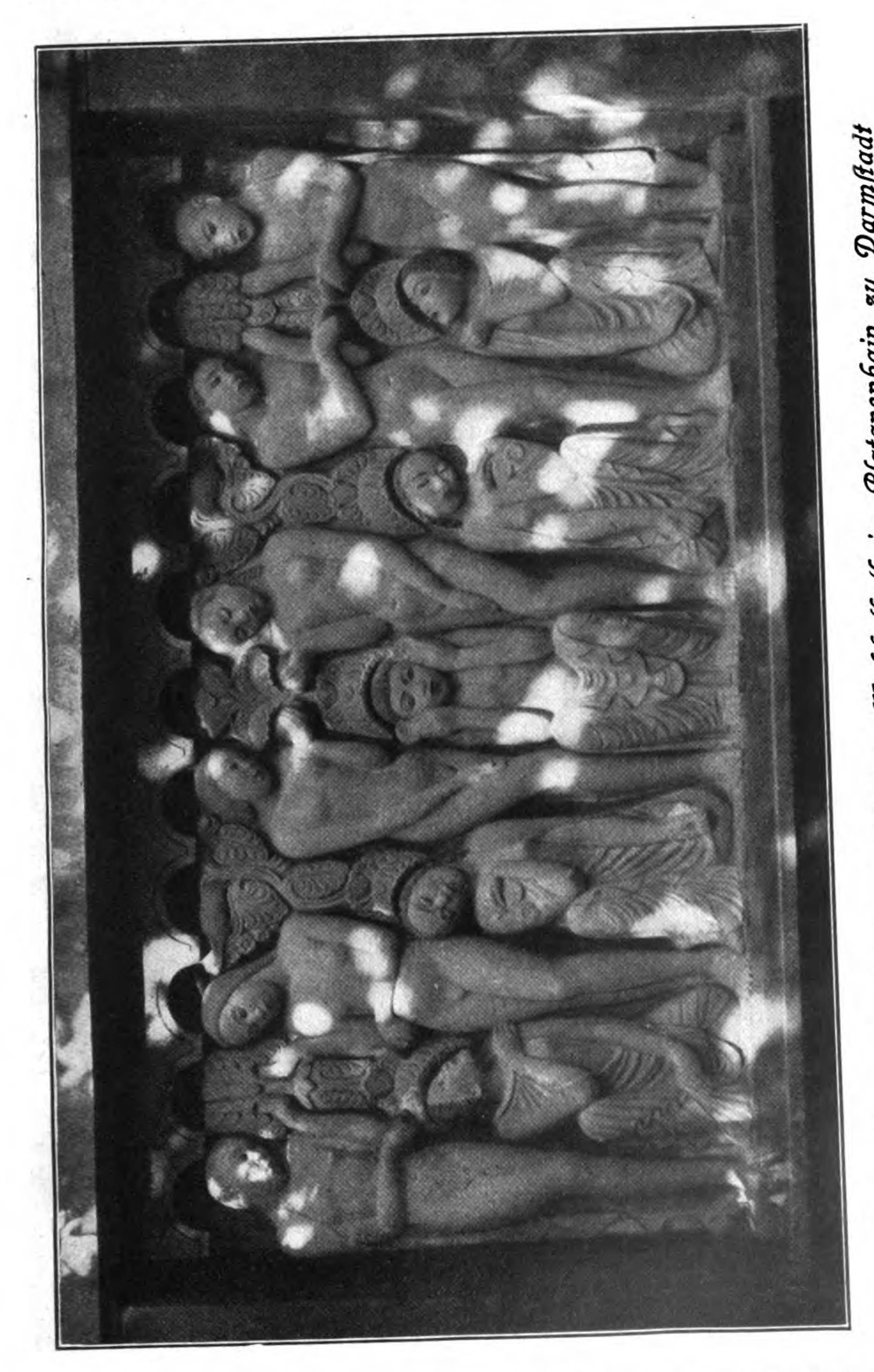
Die Großartigkeit dieser ganzen Schöpfung, die ihres-



Brunnengruppe aus dem Platanenhain zu Darmstadt



Auferstehung. Farbiges Relief in Muschelkalk im Platanenhain zu Darmstadt



Der Sommer. Farbiges Relief in Muschelkalk im Platanenhain zu Darmstadt



Der Schlaf

Teilstück eines Reliefs im Platanenhain zu Darmstadt

gleichen nur in ähnlichen Anlagen früherer Jahrhunderte hat, liegt in der Art begründet, wie hier aus Bildnerhand ein herrlicher uralter Gedanke Leben gewann und wie dieses Leben sich in einer Form ausspricht, die alle Zeichen des Unvergänglichen, des zeitlos Symbolischen hat. Im Wasser, einem der Urelemente allen Werdens, spiegelt sich das menschliche Leben, die Vergänglichkeit alles Irdischen, aber auch der Aufstieg zum Ewigen wider. In der Gruppe der sterbenden Mutter, die ihr Leben für das des Kindes hingibt, ist die Geburt des Elementes dichterisch verklärt. Krugfrauen tragen das Wasser den Hain entlang — in dem großen Mittelbrunnen mit den drei überragenden Gestalten wird dieser Kreislauf im Sinne des Goetheschen Verses: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser" — — bildnerisch apostrophiert und in den vier Reliefs wird alles Werden und Vergehen in „Schlaf" und „Auferstehung", in der Triebkraft des „Frühlings" und der Reife des „Sommers" dichterisch neu umschrieben und auf eine künstlerische Formel gebracht, die, so fremdartig sie dem Betrachter auch im ersten Augenblick erscheinen mag, im Sinne eines ewigen Symbols empfunden und gegliedert worden ist. Nie ist z. B. das Wunder der Auferstehung keuscher, inniger dargestellt worden als auf diesem einen Hoetgerschen Relief, wo alles verhaltene Leidenschaft ist, wo das Wunder leibhaftig mit den knospenden Mädchen- und Knabenleibern auf uns zuschreitet. Mit einer einzigen Gebärde ist das Unbegreifliche Erlebnis geworden. In diesem Rhythmus einer großen künstlerischen Offenbarung sind alle Grenzen des Zeitlichen um Jahrtausende vorwärts und rückwärts überschritten. Zum erstenmal seit Generationen fühlen wir hier eine Künstlerkraft, die Ewiges zu bannen vermag. Freilich muß man vor solchen Schöpfungen, die nur noch höchste Musik sind und nur als solche begriffen werden können, mit dem nüchternen Verlangen nach Einordnung in alles, was zeitgenössisch ist oder gar Modell sein soll, verstummen. Man kann solche Werke, die die Geburtsstunde einer neuen Kunst einläuten, nur lieben oder hassen, in dem Maße, wie man entweder innerlich reif zum Begreifen ist oder nicht. Für Höflichkeitsfloskeln gegenüber

dem Werk des Schöpfers stehen sie zu hoch, und Trivialitäten des Vergleiches läßt ihre persönliche Leidenschaft nicht zu. Wie bei allem, was nicht auf den ersten Blick gefällt, braucht man Zeit, um sich in sie hineinzusehen, ihren inneren Klang zu erfassen. Hat man sie aber erst wie eine Offenbarung in sich aufgenommen, dann erfährt die Seele angesichts dieser Werke einen Auftrieb, wie ihn nur unvergängliche Kunst zu vermitteln vermag. Jedes dieser Werke im Darmstädter Platanenhain fordert den Betrachter mehr oder weniger zur Stellungnahme heraus. Die Krugfrauen haben die Linie der Gotik und strahlen ungehemmt ihre Schönheit aus; die sterbende Mutter (ursprünglich als Grabdenkmal auf die viel zu früh verstorbene Malerin Paula Modersohn gedacht) stellt den Gedanken vom Werden und Vergehen als ein in Stein gemeißeltes Gleichnis voll prachtvoller Ergriffenheit dar. In den vier Reliefs aber meistert ein ganz großer gottbegnadeter Künstler die Wunder des Ewigen rein und unabhängig von jedem zeitlich begrenzten Daseinsgedanken. Auf die Schönheit der Form, auf die Höhe des plastischen Könnens, oder gar auf die Tatsache hinzuweisen, daß hier auch die Reliefkunst ihren ewigen Gesetzen gemäß wieder rein auferstanden ist, hieße kleinliches Lob einem Werke zollen, das zum erstenmal rein aus der Sehnsucht unserer Zeit geboren wurde.

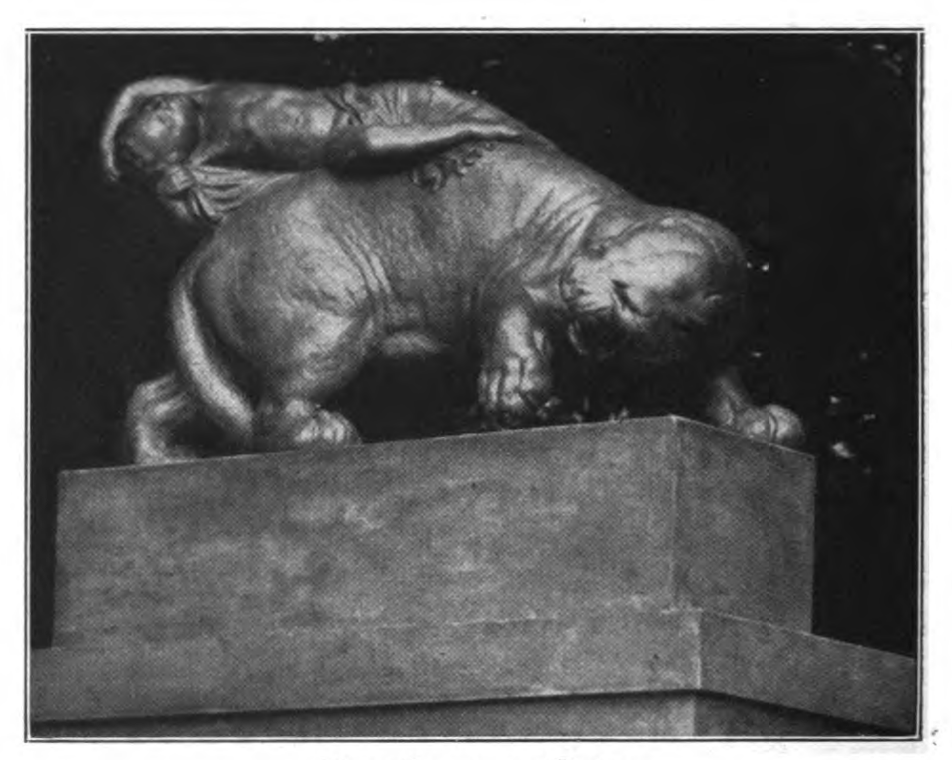
An diesem Punkte wird die kommende künstlerische Entwicklung einzusetzen haben. Groß und ehern wie die Losung dieses Krieges, soll die Kunst der nächsten Zukunft vor uns erstehen. Sie wird dem Ernst dieser Tage ein Denkmal setzen und dem Verlangen einer neuen Zeit auch im Künstlerischen endgültig zur Freiheit verhelfen. Niemand aber erscheint ähnlich wie Hoetger berufen, am Tage des Friedens dem Weltkrieg ein Denkmal zu setzen, der uns trotz Tod und Verderben den Glauben an uns selbst zurückgegeben hat und freigewordene seelische Kräfte einem neuen Siege entgegenführt.

⌘ ⌘ ⌘

Seit die obigen Zeilen geschrieben wurden, sind im Zeichen des Krieges zwei Jahre dahingegangen, und noch sehen wir kein Ende des grausamen Ringens. Mag auch

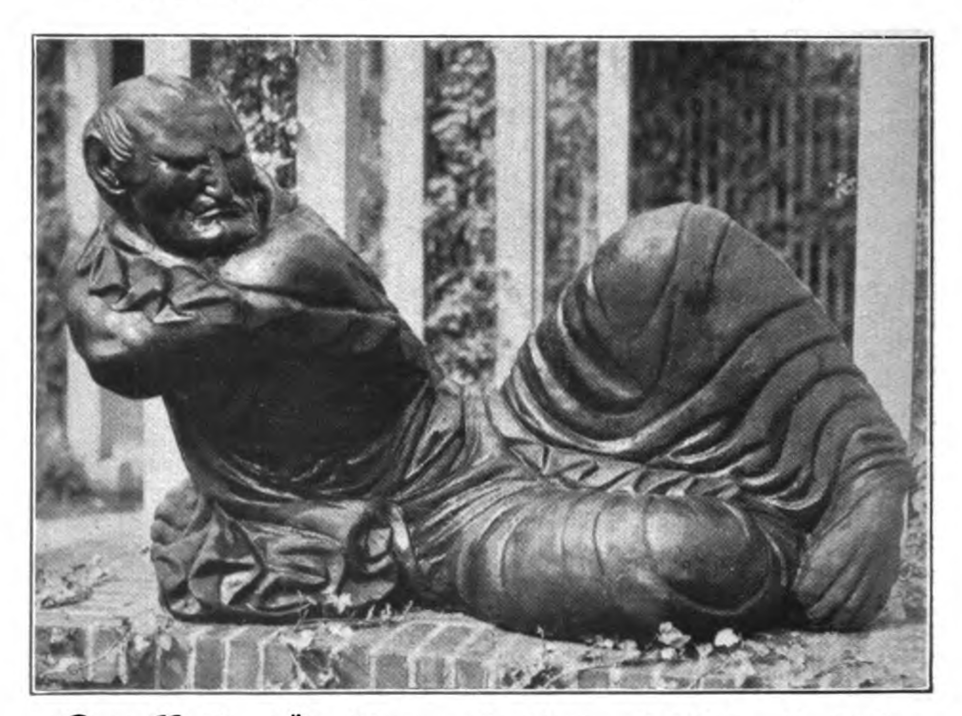


Krugfrau
Figur in farbigem Muschelkalk im Platanenhain zu Darmstadt



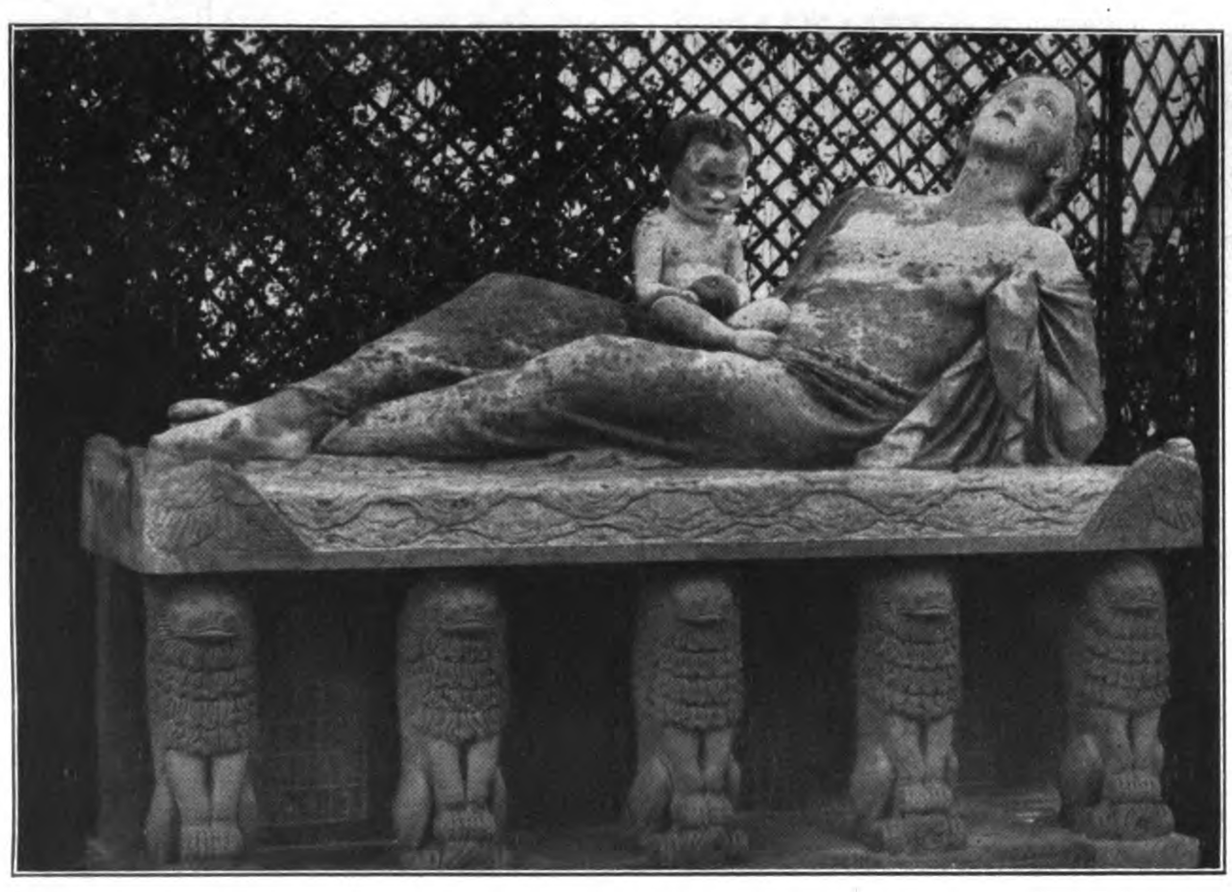
Panther mit Putto

Bronze vom Portal zum Platanenhain in Darmstadt

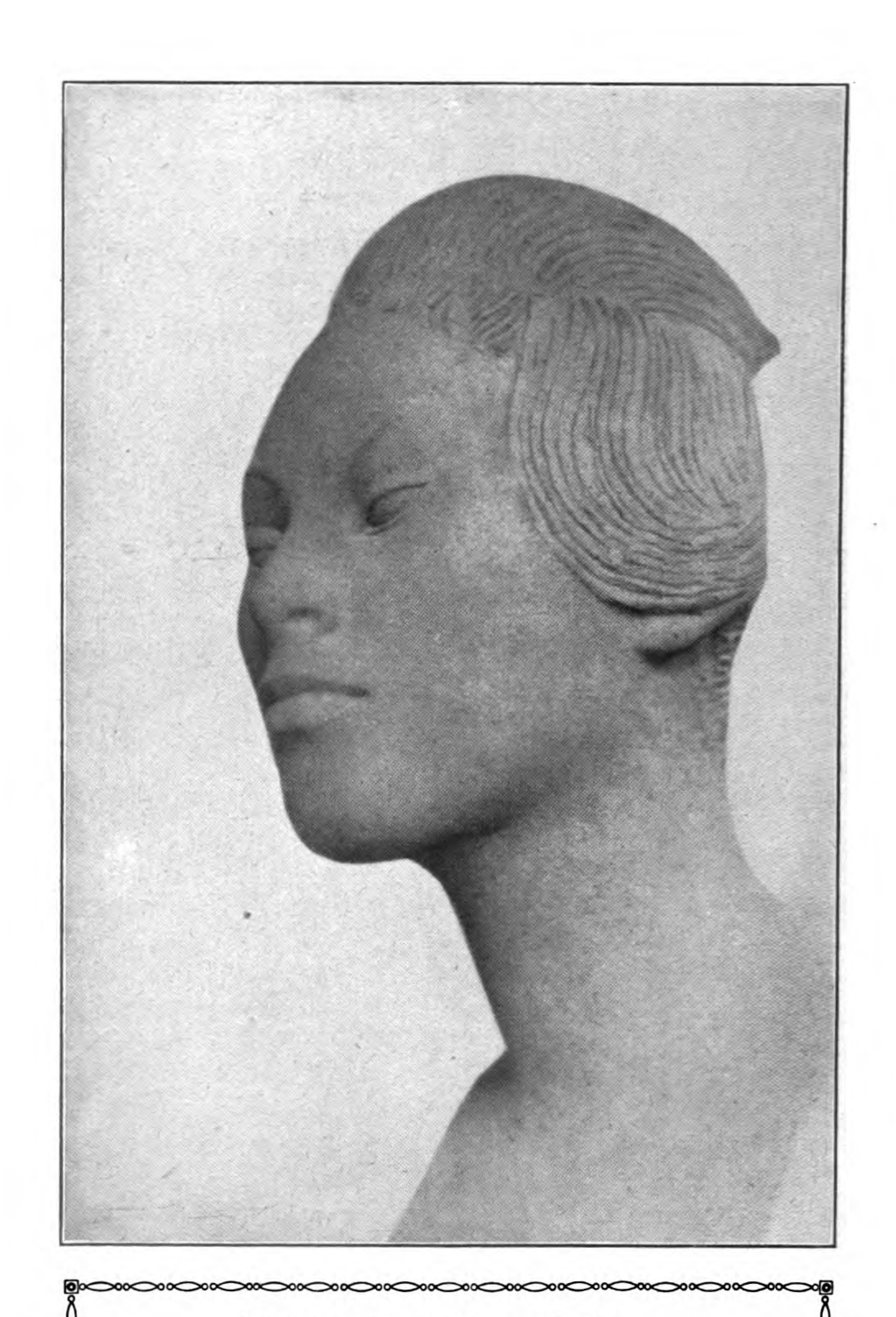


Der Neid. Überlebensgroße Gartenplastik in Sandstein





Werden und Vergehen. Farbige Gruppe in Muschelkalk im Platanenhain zu Darmstadt



Bildnisbüste: Frau Düllberg
Marmor

der Begeisterungsrausch der ersten Wochen nach Kriegsanfang längst verflogen sein, unser Volk steht fest in unerschütterlicher Zuversicht. Immer stärker wird von Tag zu Tag die Sehnsucht nach lebendiger Arbeit im Sinne deutscher Kultur. Die Kunst, die einige Monate stiefmütterlich hatte abseits stehen müssen, ist als neuer Liebling in unser Leben zurückgekehrt und erfreut sich im Lande der Barbaren einer Pflege wie nie zuvor. Ein jeder von uns hat den großen Läuterungsprozeß an sich erfahren, der durch Leid und Not zu froher Hoffnung und zu neuer Tatenlust hingeführt hat. Was wird die Erfüllung dieser Zeit sein? Noch läßt es sich nicht sagen, aber ein jeder von uns lebt der Zuversicht, daß etwas kommen muß, eine Neugeburt im Geistig-Künstlerischen, die fabelhaft sein kann, wenn wir den Glauben und die Demut bewahren.

Auch für Hoetger ist der Krieg zu einem Wendepunkt seiner Entwicklung geworden. Eine Anzahl edler Neuschöpfungen, die zum Teil auf der in diesem Frühjahr in Berlin bei Paul Cassirer veranstalteten Ausstellung seiner Werke zu sehen waren, beweist die gefestigte Reife seiner Kunst. Für den Heldenhain auf dem Weyerberg bei Worpswede hat er einen nackten Heldenjüngling geschaffen, der sich rein und edel über den Gräbern der Krieger erhebt, die Rechte in gedämpfter Leidenschaft auf dem Herzen geballt hält, den Siegerblick weit ins Land gekehrt, ein Gleichnis von zeitloser Größe scheint. — Und während der Meister noch an diesem Werke formte, fand sich ein begeisterter Liebhaber, der junge Großindustrielle Erich Cüpper in Aachen, der Hoetgers gesamtes Lebenswerk — soweit es noch nicht in Museen verstreut ist — erwarb, um es in seiner Vaterstadt in einem eigenen Heim allen Kunstfreunden dauernd zugänglich zu machen. Auch das die Tat eines Barbaren. Das Hoetger-Museum in Aachen wird fortan eine Sehenswürdigkeit des deutschen Westens sein. Für den Meister bedeutet es einen stolzen Sieg nach Jahren schwerer Kämpfe und zähen selbstgetreuen Ringens, uns anderen aber muß es zur Quelle lebendigster Kraft werden, als ein weithin leuchtendes Gleichnis auf den Glauben, den wir unserer eigenen Zukunft entgegenbringen.

Schloß Friedenstein

Von

W. Matthias-Tambach

Es klagten die Städte, es seufzte das Land,
Die Bauern vertrieben, die Dörfer verbrannt,
Zertreten die Fluren, die Herden versprengt,
Geplündert die Höfe, die Scheunen gesengt.
So tobte schon dreißig Jahre der Streit,
Und immer noch schien sein Ende weit.
Da schrie zu dem Herzog*) des Landes Not:
„Herr, gib uns Arbeit, Herr, gib uns Brot!"
Der Herzog hörte die Flehenden an
Und rief einen Meister und schuf einen Plan,
Den Plan zu einem fürstlichen Schloß,
Wie all seine Pläne rechtwinklig und groß.
Da gab es Arbeit. Es wuchs der Bau
Aus der Bäume Grün in des Himmels Blau.
Massige Mauern mit schlankem Tor
Schossen wie Kraut aus der Erde hervor.
Bogen, gekrönt vom Wappengestein,
Grenzten des Hofes Viereck ein.
Fenster, soviel als Himmelsbogen
Tage kommen im Jahr gezogen,
Führten den blinkenden Sonnenschein
Tief in die Hallen und Säle hinein.
Weithin über das fürstliche Haus
Ragten zwei kühne Türme hinaus,
Felsengründig, trutzig und fest,
Wuchtige Wächter gen Osten und West.
Als der Herzog nun sah das Haus,
Lacht ihm die Lust zu den Augen heraus,
Sprach: „Ich grüße dich, Fürstensitz,
Trotze dem Feuer, dem Sturm und dem Blitz,
Werde ein Stammschloß meinem Geschlecht,
Schrecke den Feind und schütze das Recht.
Und, damit wir dich würdig taufen,
Sollen Boten das Land durchlaufen,

*) Ernst der Fromme.

Alle Gelehrten des Weiten und Breiten
Her zu mir auf das Schloß bescheiden."
Und sie kamen in stattlicher Zahl,
Füllten den weiten Beratungssaal.
  Drauf der Gottesgelahrtheit Männer,
Herzensergründer und Seelenkenner,
Gaben in Demut und Frömmigkeit
Allen zuvörderst solchen Bescheid:
„Nur durch Gottes Beistand und Güte
Dieses Haus so herrlich erblühte.
Daraus kann man billig erraten,
Daß der Herrgott Fürstlichen Gnaden
Zu dem Bau erteilte den Segen
Ihres gefestigten Glaubens wegen.
Drum, mit allerhöchstem Verlaube,
Vermeinen wir, es müsse der Glaube
Auch im Namen enthalten sein,
Und willigen Euer Gnaden ein,
So halten wir es für das allerbeste
Zu nennen das Schloß die Glaubensfeste."
  Darauf die Herrn Historici —
„Unsere Meinung ist schlechthin die:
Ehedem ein Schloß hier stand,
Wurde der Grimmenstein genannt.
Um den geschichtlichen Klang des alten
Treulich dem Volke zu erhalten,
Möchten mit fürstlicher Gunst wir wagen
Untertänigst dieses zu sagen:
Dem neuen Schlosse gebühret allein
Der klingende Name Neu-Grimmenstein."
  „Nicht doch," sprachen die Philologen,
„Dieses haben wir anders erwogen.
Klassisch nur darf der Name sein.
Griechisch, zum mindesten aber Latein,
Was zu wählen von diesen beiden,
Über den Vorwurf läßt sich streiten.
Wenn auch der Wohlklang griechischer Laute
Mehr ein gelehrtes Ohr noch erbaute,
Ist doch für wen'ger gebildete Leute
— Leider sind das die meisten heute —
Das Latein" — — — Hier drang in den Saal
Lustig einer Trompete Schall,

Trug mit seinem schmetternden Ton
Griechisch sowohl wie Latein davon.
Und durch den Spalt der Flügeltür
Steckt ein Lakai den Kopf herfür:
„Fürstliche Gnaden, es hält vor dem Schloß
Ein Dragoner, stattlich zu Roß,
Stiefel und Koller von braunem Leder,
Trägt am Hute die schwarzgelbe Feder,
Muß wohl ein Kaiserlicher sein.“
Sprach der Herzog: „Führ' ihn herein!“
Klirrend kommt es die Treppe herauf,
Keck die Linke am Degenknauf
Tritt der Trompeter schmuck in den Saal,
Reicht aus dem Gürtelfutteral
Unter höflichem Verneigen
Einen Brief mit des Kaisers Adlerzeichen.
Ohne Ehrfurcht aber und Scheu
Tobet weiter das Redeturnei,
Sekundiert von Schütteln und Nicken,
Daß aus den hohen Staatsperücken
Puderwolken die Luft durchdringen
Und die Nasen zum Niesen bringen.
Abseits, am Fenster, der Herzog steht,
Liest das Schreiben der Majestät:
„Wir des Römischen Reiches weiser
Allgebietender Herr und Kaiser
Melden Euer Durchlauchtigsten Gnaden,
Daß wir beschlossen und beraten,
Zu enden das dreißigjährige Wüten
Durch einen — so Gott will — ewigen Frieden!
Geschehen zu Münster (Westfalenland)
Euer Liebden geneigtester Ferdinand!“
Da drehte der Herzog stracks sich um —
„Ihr Herren, aus ist das Konzilium,
Der richtige Name fiel eben mir ein,
Ich taufe das Schloß: Schloß Friedenstein!“

Germaine und Dorothea

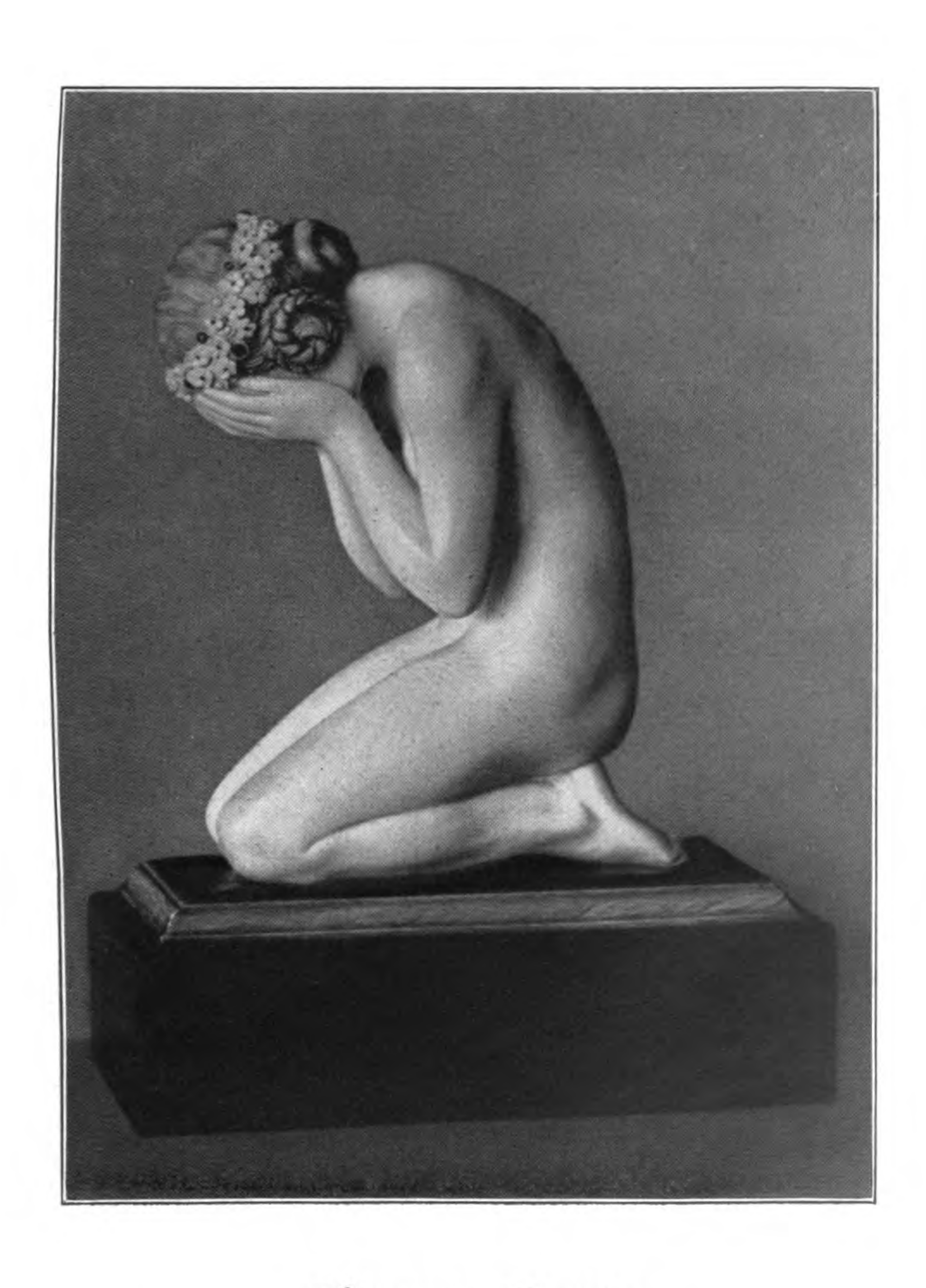
Eine Psychologische Studie von Ida Boy-Ed

Wenn die Nachwelt entdeckt, daß unter ganzen Hochgebirgen von literarischem Ruhm und politischen Ereignissen eine, bis dahin kaum beachtete, elektrische Fernleitung zwischen zwei bedeutenden Frauen bestand, kann man sicher sein, daß ein Mann der unfreiwillige Elektrotechniker ist.

Der Mann, durch den Doktor Dorothea Rodde, geborene v. Schlözer, in persönliche Berührung mit Germaine v. Staël kam, um dessentwillen eine dauernd kritisch-eifersüchtige Stimmung zwischen den beiden Frauen wachblieb, hieß Charles de Villers. Ein edler Mann, dem die starre Ganzheit eines nationalistischen Gefühls fehlte, und der, in ebenso rührendem als tragischem Eifer sich mühte, seinem Vaterlande Frankreich die Geistes- und Gemütsschätze seines Wahllandes Deutschland zuzutragen. Villers, der sich durch seine Kritik der revolutionären Gewaltherrschaft, die sich als Freiheit ausschrie, im November 1793 zur Flucht aus Frankreich gezwungen sah, geriet auf seinen Wanderungen nach Lübeck und in das Haus des Senators Matthäus Rodde, an dessen Gattin Dorothea, dem ersten weiblichen Doktor Deutschlands, er von ihrem Vater einen Gruß zu bringen hatte. Dorothea war ein Wunderkind gewesen und von ihrem erstaunlich tyrannischen Vater, dem berühmten Historiker Schlözer, zu einem lebendigen Sprachlexikon und Gefäß einer Unsumme toten Wissens geformt worden. Nicht etwa, um einem unbemerkten Leben reichen Inhalt zu geben! Schlözer verstand es auch, den Glanz europäischer Berühmtheit auf seine Tochter zu lenken. Ihr Vater hatte, wie manchmal Gelehrte tun, wenn sie den Doktorhut auf einem Kärrnerkopf tragen, ganz übersehen, daß das Gedächtnis wohl der wichtigste Handlanger aller Bildung, aber nie ihr alleiniger Schöpfer

sein kann. Dorotheas Gedächtnis also war fabelhaft angefüllt; leer aber noch ganze Gebiete in der Gefühlswelt der tüchtigen und liebenswerten Frau. Der hanseatische Patrizier, den sie in freundlicher Neigung heiratete, war in der Tat ein königlicher Kaufmann und Diplomat. Großzügig und freigebig ließ er seiner Frau die Freiheit, das ganze schöngeistige Norddeutschland um sich zu versammeln. Herzliche und frohe Beziehungen hatte sie mit Voß, den Stolbergs, Jacobi und anderen, ja es spannen sich auch Fäden bis zu Klopstock hinüber nach Ottensen. Aber ihre Seele bedurfte noch der Nähe einer anderen, verwandten, ihr allein ergebenen Seele. Diesem, sicherlich unbewußten Verlangen brachte nun der geistvolle und vornehme Charles de Villers sein ganzes reiches Wesen als Geschenk. Nachdem der Heimatlose das Roddesche Haus betreten, blieb er gleich darin für Jahre als Gast und blieb bis zum letzten Atemzug der Lebensgenosse der Roddes. Der Senator nahm das Bündnis seiner Gattin mit Villers in ritterlicher Haltung hin. — Diesen Ehemännern der klassischen Zeit sollte einmal eine besondere psychologische Studie gewidmet werden! Sie teilten mit Gelassenheit. Vielleicht barg sich die Notwendigkeit zu solchen Beziehungen in jener Zeit, die mit ihren ungeheuerlichen Umwälzungen die weibliche Seele zwang, Fühlfäden nach mehr als einem Mannwesen auszustrecken, um in ihrer geistigen Modellierung vielseitiger zu werden. Wie andererseits damals auch gerade schöngeistige Männer in der Nähe weiblicher Anempfindungsfähigkeit (schon das Wort stammt aus der Zeit — Goethe schuf es) einen Ausgleich suchten gegen die bedrohlichen Grausamkeiten der politischen Geschehnisse. Der Alleinbesitz einer Seele schien nicht zu den heftigen Forderungen der Ehe zu gehören. Keuschheit war oft nur ein körperlicher Begriff. In den letzten beiden Jahrzehnten vor unserem großen Kriege hatte die Ästhetenliteratur die Frage anders herum zerklaubt und wertete körperliche Untreue als Nebensache, die die Reinheit der Seele nicht zerbreche! —

Also Dorothea und Villers nahmen fortan als berühmtes Freundespaar eine anerkannte Stellung in ihrer



Weinendes Mädchen
Elfenbeinbildwerk von Emil Kellermann

näheren und weiteren Umwelt ein. So sehr anerkannt, daß Villers vom alten Schlözer die Mahnung empfing, Tochter und Enkelkinder ihm stets zu betreuen; daß Frau v. Schlözer bereits ein Jahr nach Villers' Eintritt ins Roddesche Haus ihn bat, ihre Tochter nie zu verlassen, die daran sterben würde! Villers, der damals schon seine Westfälischen Briefe herausgegeben und in Göttingen Vorlesungen gehört hatte, fand nicht nur die Geborgenheit des äußeren Lebens im Roddeschen Hause, sondern auch alle Anregung und Gelegenheit sich mit deutscher Kultur inniger vertraut zu machen, und die Muße, das Gewonnene schriftstellerisch zu verarbeiten. Seine Beschäftigung mit Kant nahm die Form der Arbeit für ein großes Ziel an — für kein geringeres als dies: den Franzosen mit Kant ein Kulturgeschenk zu widmen. Er übertrug die „Kritik der reinen Vernunft" ins Französische. Und zugleich schrieb er, immer dem Verständnis zweier Nationen füreinander dienend, sehr viel für den damals in Hamburg erscheinenden Spectateur du Nord.

Dies sein in heiliger Überzeugung erwähltes Vermittleramt erregte die Aufmerksamkeit einer Frau, die sich eben damals mehr von der Politik ab und der Literatur ausdrücklicher zuwandte. Frau v. Staël hatte schon mit mancherlei Veröffentlichungen und vor allem mit ihrem Roman Delphine ansehnliche Erfolge errungen, aber man kann doch sagen, daß ihr Ruhm damals zumeist ein politischer war. Ihr Vater, Necker, war die Hoffnung des einer Katastrophe zutreibenden Frankreichs gewesen, das Neckers hohe Reinheit vielleicht gerettet haben würde, wenn ihr nicht eine schwerblütige Entschlußlosigkeit beigesellt gewesen wäre. „Die Uhr, die immer nachgeht", hatte ihn Mirabeau genannt. Germaine selbst spielte in jener berauschenden Zeit vor der Revolution, wo alle Verstandesenergien aller im Vorspiel Handelnden bis zum höchsten Blendeglanz entwickelt waren, eine bedeutende Rolle; jetzt warf Bonapartes Gegnerschaft ein unruhevolles Licht auf ihre starke, immer von Leidenschaftlichkeit umwitterte Persönlichkeit. — Im berühmten Salon ihrer Mutter war sie vordem schon manchem namhaften Deutschen begegnet und

hatte sogar begonnen, mit Wilhelm v. Humboldt sich an der deutschen Sprache zu versuchen. Doch blieb sie voll spröder Zurückhaltung gegen die deutsche Literatur, obgleich sie Klopstocks Oden in der Übersetzung von Camille Jordan bewunderte. Sie verneinte die Gelegenheit, in Zürich Wieland kennen zu lernen; „daß ich wegen eines deutschen Autors nach Zürich käme, werden Sie mich nicht tun sehen," schrieb sie dem sie einladenden Bekannten. Und als Goethe ihr „Willamsmeister" schickte, bat sie den Züricher Heinrich Meister, Goethe gegenüber einen Schleier darüber zu werfen, daß sie selbst das Buch nicht gelesen habe. „Benjamin versichert, daß ich dabei besser weggekommen bin, als er, der es las." Dann kamen ihr Villers' Aufsätze und Kritiken aus dem Spectateur du Nord zu und Pougens schickte ihr „La critique de la raison pure". Dies war ein entscheidender Augenblick in ihrer literarischen Entwicklung!

Sie schrieb an Villers. Sogleich stiebten zündende Funken auf, und man kam sich rasch nahe durch das geschriebene Wort, das so leicht und so weit trägt. Villers' Aufsätze wiesen Germaine bei ihrem Werk „La Littérature", das eben damals in Coppet entstand, mannigfache Wege. Daß dieser Mann, geradezu es überhaupt anregend und bis in viele Einzelheiten hinein leitend, auf das spätere und für uns wichtigste Werk der Staël „De l'Allemagne" wirkte, ist gewiß. (Als Lady Blennerhasset ihr bedeutendes, nur manchmal überfülltes Buch über Germaine v. Staël schrieb, war Wittmers vollständige und den handschriftlichen Nachlaß ausbeutende Biographie Villers' noch nicht erschienen.) Das feurige und empfängliche Wesen der außerordentlichen Frau drängte sich dem noch ungekannten neuen Freund entgegen; sie wünschte eine persönliche Begegnung. Ein wagnisschwerer Wunsch, der, sich erfüllend, schon manches feine Band zum Zerreißen brachte.

Es ergab sich die Gelegenheit, sich in Metz im Oktober 1803 zu treffen. Der Senator, jetzt Freiherr v. Rodde, war nach Paris gesandt, um dort mit Geld, staatsmännischer Kunst und großer gesellschaftlicher Repräsentation für die freie und Hansestadt Lübeck zu wirken, die in der Fran-

zosenzeit ständig gegen Verarmung und Verlust der Selbständigkeit kämpfte. Villers folgte mit Frau Dorothea und den Kindern nach. Und so konnten die drei Handelnden eines verhüllten, aber mit schmerzlicher Bitterkeit durchsetzten Romans aufeinander stoßen. —

Germaine befand sich gerade in einem ihrer, sich fast unaufhörlich aneinanderschließenden Zustände, wo die ungeheure Lebensfülle in ihr darbte. Darbte unter dem Mißverhältnis zwischen den Forderungen ihres Wesens und den Unzulänglichkeiten der Abschlagszahlungen, die das Schicksal ihr gönnte. Sie war in allem überlebensgroß. In ihrer wunderbaren Güte, die keine Rache und kein Nachtragen, die nur Großmut und Wohltun kannte; „es gibt Herzen, die nur lieben können“, läßt sie in einem ihrer Jugendwerke die schwergekränkte Mirza verzeihend zum Wilden Ximio sagen. In ihrer Tochterliebe, die als riesengroße Flamme ihr Dasein verklärte. In der stolzen Freiheit, mit der sie über sich verfügte. In ihrer schöpferischen Kraft, die kaum der Sammlung bedurfte, um die glänzendsten Leistungen hervorbrechen zu lassen. Und endlich auch in der Kraft zur Qual. — Ihr Gatte, von ihr geschieden und dann doch von ihr hingebend gepflegt, war 1802 gestorben. Ihr bitter-glückliches Verhältnis mit Benjamin Constant bestand zwar, oft fast zerrissen, bis zum Tode, in sich abwandelnden Formen. Aber die Gewalt ihrer Geistes- und Gemütsgaben erhielt sie in beständiger Unruhe, der gerade Constant nie Frieden geben konnte. Ihre demütig-weibliche Begierde nach einem verläßlichen Herzensglück war erschütternd. (Sie hat sich ihr erst ganz spät erfüllt, in der Ehe mit dem jungen Rocca, dessen Mutter sie hätte sein können.)

Nun geschah das Seltene: dies Aug' in Auge mit Villers enttäuschte sie nicht; ihr Herz setzte sich in hoffnungsvollste Schwingungen. Der sofort höchst gesteigerte Verkehr gab ein ergreifendes Schauspiel: eine groß Begabte konnte im Gespräch weder Geist noch Temperament zügeln — das primitive Weibtum in ihr zagte aber hinterdrein sogleich um die Wirkung, und erklärende Zettel und Briefchen flogen dem begehrten Manne nach. Sie hatte

Villers' Lebensumstände gekannt und vorher gewußt, daß sie ihn in der Gesellschaft von Dorothea treffen würde. Aber in der einem Phänomen gleichkommenden Naivität des Genies empfand sie nur sich. Die älteren Rechte einer anderen, Villers' Dankbarkeitsverpflichtungen gegen diese andere spielten in ihrem Bewußtsein gar keine Rolle, sowie die Stärke des eigenen Anspruches emporflammte. Und nun mußte die Lage auf der Stelle angstvoll werden. Eifersucht brannte bei beiden Frauen hell auf, trotz bemühter Haltung. Sie waren beide weit über die Linie gewöhnlichen Frauentums emporgehoben und standen im Ansehen von Europa. Wenn auch die geniale, dereinst von einem Pitt und einem Herzog von Mecklenburg umworbene Germaine, die Gegnerin Bonapartes, lauter von Aufmerksamkeit umrauscht war, als die stille Gelehrte Dorothea, deren Wissen durchaus Seltenheitswert blieb. An Reichtum stand damals Germaine hinter der anderen zurück; das Haus Rodde war solche Finanzmacht, daß, als es 1811 durch die Kontinentalsperre und infolge französischer Aussaugung fiel, in Paris verboten wurde, ungünstige Berichte über die Firma zu verbreiten. Schlözer war ein berühmter Mann, dessen Urteil noch zwanzig Jahr vorher von Potentaten gefürchtet ward. (Was wird Schlözer sagen! rief Maria Theresia nach der Teilung Polens.) Necker hatte aus seinen vergeblichen Mühen um Frankreichs Gesundung den Ruf vorbildlicher Lauterkeit unbeschädigt in Sicherheit gebracht. Beide Frauen, die eine von schweizerischem Blute, die andere als Hanseatin, waren von jenem unabhängigen Stolz erfüllt, wie er in dieser besonderen Färbung nur den Angehörigen kleiner, aristokratischer Republiken eigen ist.

Aber es ist entzückend zu sehen, wie beiden alles entglitt, was sie zu Auserwählten gemacht und wie sie, im Kampf um den Mann, ganz einfach zitternde Weibchen zu werden schienen — schienen, denn die Natur bedient sich auch in solchen Dingen manchmal der Masken. Dorothea wollte festhalten, was sie als ihren Besitz empfand; Germaine mußte erringen, was ihr Glück verhieß. Dorothea scheint verhaltener gekämpft zu haben. Die gewaltige Germaine als elementare Natur, deren Ventil immer das

funkelnde Wort war, sprach sich aus. Sie schrieb an Montmorency am 28. Oktober, daß Villers eine dicke Deutsche, Madame Rodde, bei sich habe, deren Reize ihr noch nicht aufgegangen seien! — Viel später noch schreibt sie bitter an Jacobi: „. . . aber Villers, der sehr liebenswürdig und geistreich ist, verbringt sein Leben mit einer dicken Deutschen, Madame Rodde, die eine Bewunderung für ihn hat ohne jede Perspektive, wo alles auf dem gleichen Platz ist wie bei den alten Malereien; und wenn man eine Bemerkung nuancieren will, glaubt er, man sei eine frivole Französin; alles erscheint ihm leicht und verdächtig an der Seite seines guten kleinen Kaninchens."

Für diese blinde Verehrung „ohne Perspektive" hätte Germaine immerhin seelisches Verständnis haben können; denn sie selbst und ihre Mutter, in den Beweisen davon geradezu eifersüchtig aufeinander, brachten Necker, dem Vater und Gatten, solche entgegen.

In Metz wurden glänzende Feste zu Ehren der berühmten Gäste gefeiert. Aber die Stimmung zwischen den Umhuldigten konnte nur gewitterschwül sein. Dorothea wurde von höchster Unruhe erfaßt, als sie sah, daß das unverhüllte Interesse Germaines nicht nur dem Schriftsteller, sondern auch dem Manne galt! Sie bebte — sie war außer sich. Germaine stand im gärenden Aufruhr, ertrug kaum Dorothea und „suchte doch mit literarischem Mantel zu umkleiden, was das Ausströmen eines heftig eingenommenen Herzens war" (Wittmer). Constant, klug und voll spöttischer Überlegenheit, in der Liberalität des von Natur Unbeständigen, hatte seinen Spaß an diesem Spiel. Er schürte noch Germaines zärtliche Not. Dies sein, von Dorothea durchschautes Verhalten, verzieh sie ihm nie. Noch 1812, als Roddes in Göttingen wohnten, wo Villers seine kurze Professur innehatte, schrieb Constant auf dem Wege dahin: daß er sich sehr auf Villers freue, daß aber Frau Rodde, ebenso wie sie es in Paris getan, ihn wohl verhindern würde, viel mit Villers zusammenzukommen, da sie ihm nie Germaines „Koketterie" vergeben habe!

Für Villers war die Lage sehr schwierig. Wohl wehrte sich sein feines Gefühl gegen die Nachdrücklichkeit, mit der

Germaine ihn von seiner Weiterreise nach Paris mit Dorothea abzubringen suchte. Aber dennoch erlag er dem sprühenden Wesen der kraftvollen Frau, ihrem geistigen Zauber, der Wucht ihres Temperaments. Daß sie in echter Weiblichkeit sich immer nach dem Glück einer wahren Ehe sehnte, lassen Delphine, Corinna und De l'Allemagne klar erkennen. Der Schwager Villers', Stourm, nennt sie seine „l'amante auguste". Wie weit hierzu ein Recht vorlag und ob es auch im sexuellen Sinn gesagt war, muß unentschieden bleiben. Gewiß ist, daß Villers sich durch die Anwesenheit von Dorothea zur Vorsicht gezwungen sah. Vielleicht war es auch nicht allein Dankbarkeit, die ihm die Entscheidung zugunsten Dorotheas erleichterte. Ihm, der das Exil kannte, und den seine Liebe zwischen zwei Länder gestellt — was ihn gewiß nie zu völliger innerer Ruhe kommen ließ — mußte der Zauber des seßhaften, vornehm bürgerlichen und allem Abenteuerlichen abgewendeten Lebens, das er bei Dorothea fand, sehr wohltun. Germaine aber, ihr Vater selbst hatte es gesagt, besaß etwas von der Ruhelosigkeit der Indianer, die morgens ihre Hütte abbrechen ohne zu wissen, wo sie abends aufgebaut werden wird. Fürstliche, aber auch liebende Großmut hatten Roddes ihm erwiesen. Dorothea würde zerbrechen, wenn er sie verließ. Und so wollte er ihr weiterleben! Er suchte sich der qualvollen Ausgesetztheit zwischen der Eifersucht der Frauen durch Ankündigung seiner Abreise zu entziehen. Dies veranlaßte Germaine sogleich ihre Reise fortzusetzen. Aber schon aus Forbach schrieb sie traurig und vorwurfsvoll, weshalb er sie veranlaßt habe vor ihm abzureisen und selbst noch länger in Metz geblieben sei — acht Tage seiner Gesellschaft habe sie verloren. „Ganz Deutschland wiege ihr das nicht auf." Noch 1810 schrieb sie ihm, ihn an Metz erinnernd: „Ich habe Sie geliebt, weil mein Herz Sie achtete und bewunderte, aber ich kann Sie deswegen nicht anklagen."

Villers selbst litt schmerzlich. Er fand im Journal de Roederer aus Paris die Notiz, daß Constant und er Frau v. Staël nach Deutschland begleitet hätten, und er schrieb der Freundin, wie er wünschte, die Zeitung spräche

wahr. In diesen selben Zeilen bittet er auch, die gewechselten Briefe nicht zu erwähnen! „Bitte, finden Sie es nicht sonderbar, daß ich einem nur zu leicht verwundeten Herzen einen empfindlichen Schlag ersparen will.“ Welche Abhängigkeit verrät das, wie eifersüchtig müssen Dorotheas Augen seine Korrespondenz bewacht haben! —

So schieden Villers und Germaine voneinander, aber das geistige Band zerriß nie, und die Großmütige suchte noch, bis zu den letzten Tagen des vielverfolgten Villers, ihm Gutes zu erwirken. Villers folgte seinem Stern oder — Unstern. Er blieb seiner erwählten Aufgabe treu, deutsche Geisteskultur nach Frankreich zu künden. Wie vergeblich, das haben 1870 und 1914 uns gelehrt! Constant sagte von ihm, daß auf ihm jener Fluch lag, der Menschen trifft, die die Natur für Unmögliches bestimmte. Unbefriedigtheit mußte sein Los werden ... Auch in seinem Verhältnis zu Dorothea, trotzdem er empfangene Wohltaten zu vergelten vermochte, durch sein Eintreten für sie und ihr Haus, als Lübeck 1806 im großen durch die Franzosen erlitt, wovon Memel 1915 eine furchtbare Probe durch die Russen erfuhr. Dorothea hat ihn in der Herrschsucht, die mit sich selbst zufriedene, sichere Naturen zu betätigen vermögen, stark tyrannisiert. Viele Zeugnisse liegen dafür vor, von denen Reinhards Briefe an Goethe am redendsten sind (vom 25. Juli 1807 und 19. April 1809); Villers bekam von der Freundin nicht einmal die Erlaubnis dreizehn Meilen zu reisen, um Reinhard und Goethe!! zu treffen. Die Erfahrung in Metz hatte sie wohl ängstlich gemacht — aber in dieser Haltung war doch zuviel kleinliches Weibchentum der sonst bedeutenden und tapferen Frau.

Mit Wehmut nur kann man ausmalen, was sich hätte gestalten können, wenn Villers' Idealität sich mit dem weltklugen, genialen Erfassen Germaines zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben würde. Er mußte schon damals, nach der kalten Aufnahme seines Werkes durch das „Institut National“ und die nachfolgende völlige Gleichgültigkeit der gebildeten Franzosen, enttäuscht sein und ahnen, daß es ihm nie gelingen werde, französisches Wesen durch Kant zu reformieren. Germaine aber wußte, daß man den

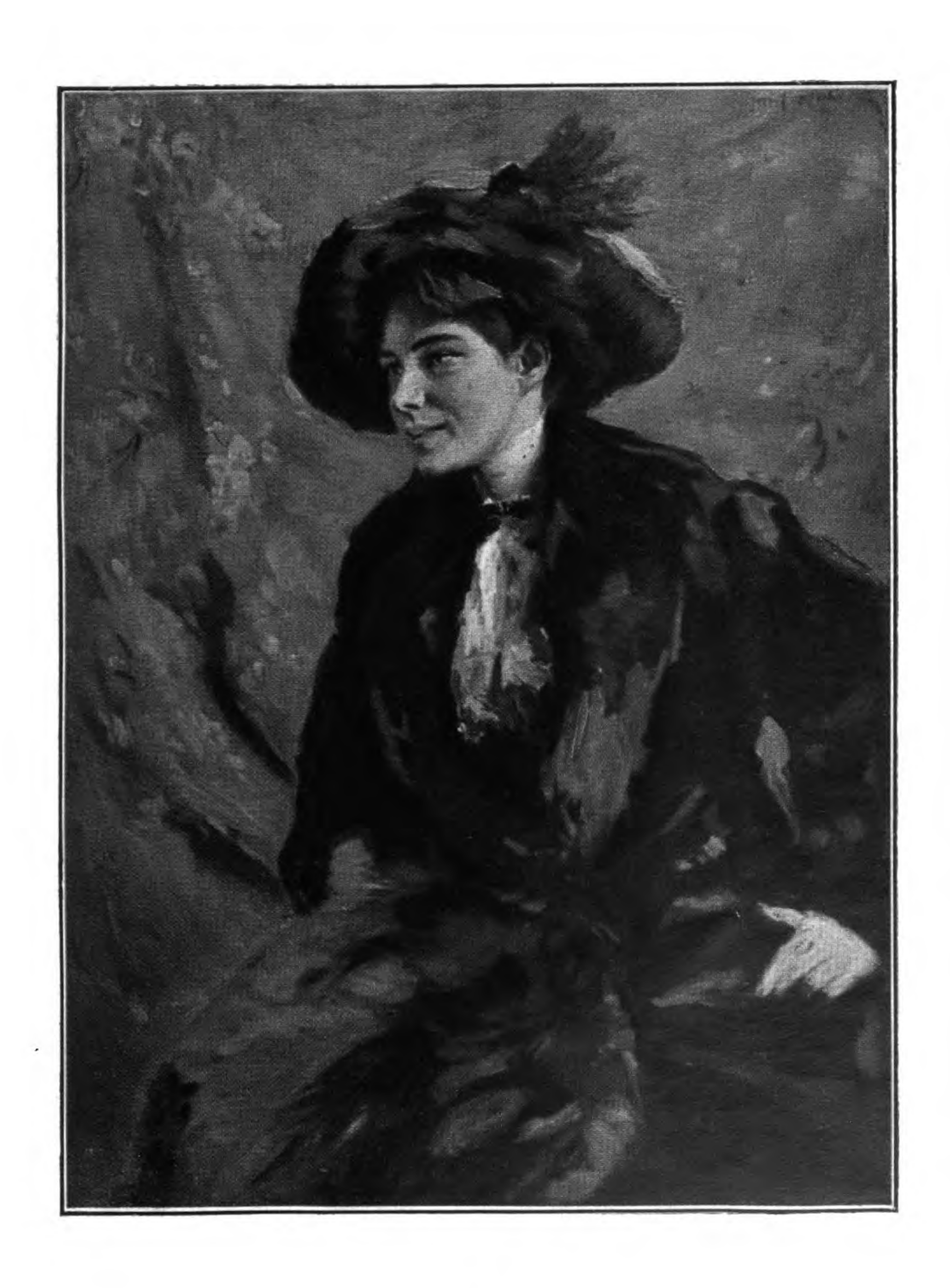
Franzosen das neu Aufzunehmende durch glanzvollen Vortrag verlockend machen mußte. Ihr Buch „De l'Allemagne" konnte für die Franzosen nur den Wert einer Zustandsschilderung von augenblicklichem Interesse haben; sie nicht in und mit deutscher Art fortleben lassen. Dazu fehlten die ethischen Grundlagen, die Villers hatte geben wollen. —

Das Suchen, Finden, Meiden großer Herzen und ungewöhnlicher Menschen ist immer ein beklemmendes Schauspiel. Wenn ein 72jähriger Herr X. in vollkommenen Liebesrausch für eine Achtzehnjährige gerät, ist es eben kein geschmackvolles Begebnis. Wenn es aber der 72jährige Goethe ist, der durch Ulrike v. Lewezow in alle Hingerissenheiten des Gefühls sich verstrickt sieht, ist es ein erhabenes und tief geheimnisvolles Geschehen. — Die, denen Gott die Dornenkrone des Genies gab, können nicht über sich entscheiden nach den Instinkten und Bedenken, die Hans und Grete treiben und zügeln. Noch in den brennendsten Krisen ihres Verlangens ist ihr Gefühl unbewußt beschwingt von den Forderungen ihrer geistigen Schöpferkraft. Und dies war der ergreifende, tiefste Grund, weshalb Germaine so heftig die Hände ausstreckte nach Villers: sie brauchte ihn!

Und Dorothea, die zwar kein Genie war, sondern nur eine angestaunte Merkwürdigkeit und eine liebenswerte Frau, brauchte ihn auch, zum Ausgleich für ihre verstaubte Jugend zwischen Lehrbüchern, zur Ergänzung ihrer sie nicht völlig befriedigenden Ehe.

Die Selbstsucht Germaines war die der Schöpferischen. Die Dorotheens weibliche Bedürftigkeit. Und allem Anschein zum Trotz meine ich: Germaine hatte das höhere Anrecht! Vielleicht aber haben die Schmerzen dieses Erlebnisses sie — die wie alle Schöpferischen, leidend sich selbst zugleich Objekt war — die ergreifenden Töne der Entsagung gelehrt, die aus ihrem berühmtesten Werk, aus Corinna hervorbeben. Für Naturen wie Germaine bleibt keine tiefe Berührung mit einem anderen Herzen und Geist fruchtlos. Die letzten Geheimnisse der Wirkung von Mensch auf Mensch behalten immer etwas Verschleiertes.

Und wer will über eine Trennung aussagen, ob sie den, der sie erlitt, verarmte oder bereicherte!



Bildnis
Gemälde von Joseph Oppenheimer

Der Geist des Vaters

Novelle von Hermann Stehr

Der Doktor Florian Brustat hatte in der Industriestadt Waldenburg, aus welcher er stammte, einen öffentlichen Vortrag über seine Forschungsreise durch das Gebiet jener nordischen Stämme Sibiriens gehalten, die unter dem Vordringen russischer Zivilisation, wie von einer tödlichen Krankheit erfaßt, schnell dahinsterben. Nicht des Gewinnes halber war er in seiner Vaterstadt hinter dem Rednerpult aufgetaucht, sondern um seinem Gönner, dem Kommerzienrat Ihme, die Genugtuung zu bereiten, sein standhaftes Mäzenatentum gegen ihn vor der Öffentlichkeit der führenden Kreise der Stadt nachträglich als berechtigt darzutun und philiströsen Schreihälsen die Scham doch nicht zu ersparen. Die Verhandlungen über das Zustandekommen des Vortrages waren zwischen Schützling und Gönner mit Delikatesse und Ironie geführt worden, daß sich weder der eine von Prahlerei, noch der andere von der Empfindung verspäteter Bitterkeit beladen vorkam. Der greise, schon ein wenig unsichre Ihme hatte dem Redner am Schluß des Vortrages wohl als erster dankbar die Hand geschüttelt, war aber dann von dem Schwarm der lauten Bewunderer beiseite geschoben und die Treppe hinuntergespült worden, so daß er sich wie gewaltsam an die Luft gesetzt vorkam, lächelnd in den Wagen stieg und langsam seinem Hause zurollte, das vor der Stadt in einem parkartigen Garten lag.

Es war eine laue Herbstnacht, finster und doch von einer glasigen Klarheit in der Höhe, die man durch die Risse der Rauchschwaden dann und wann gewahren konnte. Die Essen ruhten nicht, ihre dunkeln Fahnen über die Dächer zu wirbeln. Der Dunst aus den Kokereien wälzte sich weiß am Boden hin. In der Luft war ein leise brausendes Kochen. Dann und wann schrie das Signal eines

Schachtes wiehernd auf, wie ein gequältes ehernes Pferd, und dann hörte man wieder deutlicher das dumpfe Brummen der Fördermaschinen aus dem Erdinnern verhalten heraufknurren, daß man meinte, es als leises Vibrieren in den Beinen zu fühlen.

Doktor Brustat hatte sich von seinem Freunde, dem Bürgermeister Mustol, in den kleinen Garten entführen lassen, der hinter dem Rathause mit seinem Dutzend Stämmen, seiner Laube, seinen wenigen Gängen und Bänken an der einen Seite von fensterlosen Häusermauern begrenzt war, an der andern Seite an eine Verbindungsstraße stieß und nach hinten über das Dach des Gymnasiums hinweg den Blick auf den nahen Laxenberg freiließ. Den beiden Männern hatten sich die Freunde Mustols, der Amtsrichter Wiese und der Schuldirektor Leutner angeschlossen.

Man hatte den Tisch aus der Laube getragen und auf den Rasenplatz unter einen breiten, alten Apfelbaum gestellt.

Auf die Bitte Brustats waren die Windlichter ausgelöscht worden, weil nach seiner Meinung die Gesichter der Menschen einen krampfhaften Ausdruck bekämen. „Wissen Sie, meine Herren und wir Europäer," sagte der Forschungsreisende, „haben nicht die Physiognomien, die in der Unruhe einer solchen Helle sich behaupten können. Den Kulturmenschen fehlt die innere Sammlung. Sie geraten, ohne es zu wissen, selber ins Flackern und Fließen."

„Aber trinken können wir trotzdem, Florian," sagte der Bürgermeister lachend, „nicht, Wiese? Wenn wir auch Europäer sind. Prost, alter lieber Wüsten- und Schamanenfahrer. Herrlich ist's, daß wir dich einmal hier haben."

Sie ließen die Gläser aneinanderklingen, und dann entstand ein Schweigen aus dem verheimlichten Streben des Amtsrichters, durch das Dunkel etwas von dem Gesichtsausdruck Brustats wahrzunehmen.

„Ja, warum sind Sie eigentlich nicht mit der sibirischen Bahn zurückgekehrt?" fragte Leutner nach einer Weile.

„Freilich, leichter wär's gewesen," antwortete Brustat mit seinem tiefen, ruhigen Baß, aus dem man die kraft-

volle Massigkeit der Gestalt und das große, ruhige Gesicht des berühmten Forschers ordentlich hören konnte. „Aber, was heißt leichter, meine Herren?! Ich mußte einfach quer durch Asien zurück. Dagegen war nichts zu machen. Es galt, den alten Handelswegen nachzuspüren, die China bis ins unkenntliche Grau zurück mit dem Westen, also mit Europa verbunden haben."

„Nicht möglich, wirklich?" warf der Amtsrichter dazwischen. „Und da meint unsereins, daß erst die Engländer in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Gelbe Tor gesprengt haben."

„Ja, ja!" Brustat lachte gutmütig über die scharfe, angriffslustige Stimme Wieses. „Aber man sieht eben, daß wohl mancher den Strabo und Ptolomäus gelesen hat, und selten einer ihn genau kennt. Nein, daran ist nicht zu zweifeln, daß zwischen Thianschan und Kuenlün auf dem Südweg oder Nanlu der Chinesen, in allen Jahrhunderten ein reger Warenaustausch mit dem Westen, mit Europa, stattgefunden hat. Das ist übrigens auch, vermute ich, die Straße, die Strabo und Ptolomäus beschrieben haben. Zudem, um von späterer Zeit zu reden, die Gesandtschaft des Ganthun von Tatsin ist keine andere als die des Kaisers Antonius von Rom. Außerdem werden Sie ja auch sicher über die Gesandtschaft des Dissabulus an Justinian gehört haben."

„Nicht die Spur," erwiderte laut auflachend Leutner. „Sie machen sich einen falschen Begriff davon, was im Hirn eines heutigen Durchschnittsmitteleuropäers Platz hat."

„Sage mal, Florian, ist's wahr, was ich neulich in der ‚Schlesischen' gelesen habe, daß du wirklich fünfzig Sprachen beherrschst?" fragte Musiol.

„Ach, weißt du, wenn man die ersten zehn kann," erwiderte Brustat, „dann geht's von selber. Ja, es können eher einige mehr sein, wenn man die Dialekte mitrechnet."

Über die Kronen der Bäume zuckte eben der rote Widerschein einer Kokerei. Die unruhige Wand des Dunstes in der Höhe bebte und zitterte wie in Fieberschauern.

Brustat erhob sich und trat an den Rand des Gartens, wie um der rötlichen Luftmauer in der Höhe näher zu sein, er wich wohl auch dem staunenden Ausfragen aus, denn seit er im Urteil der Zeitgenossen das „phänomenale Arsenal alles Wissens" geworden war, klatschten die Blicke aller Menschen wie Huldigungsohrfeigen gegen sein Gesicht.

Die zurückgebliebenen Männer unterhielten sich leise, und Wiese drückte Leutner fast gewaltsam auf den Stuhl, um ihn zu hindern, dem in Betrachtung versunkenen Forscher zu folgen. „Denn," sagte er, „hast du nicht während des ganzen Vortrages den Ausdruck seiner Augen beobachtet, die sich mit ihrem Blick von allem ausschlossen, was um sie geschah, ja selbst noch abseits von allem blieben, was der Redner selbst sann, redete und tat? Vielleicht trifft es das Richtige, wenn ich sage, er sah uns aus Augen eines unschuldig Verurteilten an."

Musiol und Leutner lachten leise über den unverbesserlichen Untersuchungsrichter. Wiese aber beharrte auf seiner Meinung. „Warum hätte er denn die Windlichter verschwinden lassen? Na?"

Aus der Dunstschicht der Höhe, die jetzt schmutzig schwefelfahl mit einem Hauch brandigen Rots krankhaft schillerte, quoll unaufhaltsam eine helle Wolke, selbständig, eigenwillig, als träte eine weiße Gestalt aus einem brennenden Hause.

Brustat wandte sich mit einer Gebärde leidenschaftlicher Überraschung und lud mit einer Handbewegung die drei zur Betrachtung des Phänomens ein. Aber sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und tuschelten. Darum wandte sich der Betrachter wieder der Höhe zu und bemerkte, daß der weiße Himmelsflüchtling indessen zusammengeschrumpft, zu einem grauschwarzen Häufchen verkohlt, vor der langen Front des feuergeröteten Wolkenhauses lag. Mit sinnend gesenktem Kopfe kam er an den Tisch zurück.

„Ja, wo waren wir denn stehen geblieben?" begann der Schuldirektor. „Richtig — der Handelsweg. Ganz recht. Na, und ist es denn nun richtig mit dem Überwiegen des französischen Einflusses in Syrien ..."

Mustol unterbrach ihn aber: „Ach wo! Leutner, Sie ..."

Und Wiese schlug sich zum Bürgermeister: „Durchaus, Alphons. Du hattest deinen Wirbelschlaf. Herr Brustat hat am Schlusse doch von seiner Dschunkenfahrt von Hodeida nach Dschidda gesprochen. Ergo ist Syrien unmöglich."

Der Schuldirektor sprang grotesk auf und stieß ein Hohngelächter aus. Dann aber belehrte er die beiden, daß eine Fahrt im Roten Meere „nicht notwendig unumstößlich die Wahl eines Landweges durch Syrien ausschließe".

Doktor Florian saß ruhig auf seinem Platz, trug den Kopf noch immer sinnend geneigt und sah von Zeit zu Zeit fast verstohlen nach der Dunstschicht hin, die jetzt erblaßt, als Trauerschleier über dem Dach des Gymnasiums und dem Laxenberge schwebte und dann und wann vom Aufblitzen der elektrischen Bahn wie vom Vorüberflug eines blaugrünen Vogels schimmernd gestreift wurde. Er war von einer verborgenen Hingabe erfüllt.

„Nun, da müssen wir aber erst meinen hochverehrten Florian Brustat zum Schiedsrichter anrufen, ehe wir uns um die Köpfe bringen," rief Mustol launig.

Der Forscher änderte seine Haltung nicht. Er ergriff das Glas, trank und blieb stumm.

Wiese stieß den Schuldirektor an und nickte ihm zu, als ob er sagen wollte: ‚Na, hab' ich mit den Augen nicht recht gehabt?'

„Sie haben beide recht, ich bin an der Küste von Yemen zurückgefahren, aber von Dschidda aus dann zu Lande über Syrien gegangen," sagte Brustat endlich, und zwar abschließend, daß keiner mehr Neigung spürte, sich in unbeherrschter Neugier gehen zu lassen.

Der Amtsrichter hatte recht empfunden: um den Forscher war eine fremde Atmospäre, durch die er entrückt, wie unfaßbar gemacht wurde.

Und weil die Wendungen im Gespräch der Menschen immer durch die Witterung solcher geheimen Seelenvorgänge hervorgerufen werden, kam Mustol auf die Tatsache zu sprechen, daß Brustat eigentlich nicht geborener Walden-

burger sei, sondern aus Tannhausen stamme, einem Dorfe, wenige Kilometer entfernt.

„Legende," sagte Leutner, „oder der alte Papa Trübner, der mir das Geburtshaus unseres berühmten Brustat auf der Charlottenbrunner Straße gezeigt hat, ist plötzlich blödsinnig geworden."

Brustat sprach: „Keine Legende, Herr Scholarch. Das Haus des guten Trübner ist wohl mein Vaterhaus, aber nicht mein Geburtshaus, wenn auch mein Bruder noch gegenwärtig drin wohnt."

„Ja, aber wie ..." platzte Leutner als Widerspruchsfanatiker wie alle Schulmänner los, um sich auf die Untersuchung der Gründe zu stürzen, die eine Übersiedlung von Brustats Vater herbeigeführt hatten. Aber er spürte an einem Entgegenstemmen, mit dem Mustol und Wiese auf ihn eindrangen, daß er im Begriff war, ein heikles Gebiet zu betreten.

Zu aller Erstaunen löste Brustat die Spannung des unbehaglichen Augenblicks durch ein tiefes, gutmütiges Lachen. Dann sagte er zu Leutner: „Lieber Herr Schuldirektor, lassen Sie sich durch die Ängstlichkeit der Herren nicht im mindesten genieren. Ich weiß, daß die beiden Verehrten sich von den besten Absichten leiten lassen. Aber ich habe Männern gegenüber, die dort ungestört das Loch bohren, wohin sie wollen, eine gleich starke Zuneigung. Ach, Mustol, warum sollte ich mich in einem Punkte zurückhalten, über den doch alle anderen in aller Seelenruhe sprechen? Nein, nein! Sehen Sie, mein Vater brach in Tannhausen mit seinem großen Mühlenunternehmen zusammen und rettete als Bäcker die Trümmer seines Vermögens in das schmale Haus auf der Charlottenbrunner Straße. Das ist alles. Ein Unglück ist kein Makel, und wenn man's recht besieht, war es schuld, daß ich wurde, was ich bin. Wenn man sich eben das Vergnügen der Kausalbetrachtung bereiten will — was im Grunde sicher auf eine Täuschung hinausläuft. Den Gründe sind Erklärungen ad hoc."

Wenn man die Gesichter der drei Männer hätte sehen können, würde man in allen den Ausdruck der Betretenheit wahrgenommen haben.

Amtsrichter Wiese faßte sich zuerst und wandte sich an den Forscher: „Sie werden spüren, daß wir über Ihre sichere Kenntnis der — wie soll ich sagen — der unterirdischen Situation verblüfft sind, Herr Brustat."

Der Forscher antwortete nicht gleich. Eben räusperte er sich, um zu beginnen. Aber Wiese überhörte es und von seinen Gedanken bedrängt, sprach er weiter.

„Gott, was soll ich hinter dem Berge halten! Wenn ich nicht beichte, so laufe ich Gefahr, daß Sie mir die Heimlichkeit doch aus der Tasche ziehn und ich will nicht der Belämmerte sein. Vorhin, als Sie an dem Zaun standen, habe ich meinen Freunden von meiner Beobachtung während des Vortrages gesprochen. Ich fand in Ihrem Auge nämlich einen Ausdruck der Fremdheit, als wären Sie, während Sie mit den Armen agierten und zu uns redeten, eigentlich nicht im Saale und nicht Doktor Florian Brustat."

Man hörte den leisen Ruck, mit dem sich Brustat zu dem Sprecher kehrte. Aber er antwortete noch nicht.

Leutner fand deshalb Gelegenheit, dazwischen zu fahren und sprach: „Warum sagst du nicht die ganze Wahrheit, Amtsrichter? Er meinte, Sie hätten ausgesehen, wie ein unschuldig Verurteilter."

Da brachen alle in schallendes Gelächter aus.

Als wieder Stille eingetreten war, nahm Doktor Brustat das Wort.

„Wer will es wissen? Vielleicht hat im Grunde Herr Wiese auch damit nicht so ganz unrecht, insofern nämlich jeder Mensch, der das Schicksal hat, an die breite Öffentlichkeit zu kommen, so etwas wie ein unschuldig Verurteilter ist. Denn wer wirklich etwas will, sucht doch nicht den Ruhm."

„Aber Florian!" sagte der Bürgermeister tadelnd.

„Ja, da ist nicht zu helfen," sagte Brustat unbeirrt. „Wissen Sie, meine Herren, wenn man lange unter den Völkern des Ostens geweilt hat, ich meine in der wirklichen Atmosphäre des Buddhismus, vollzieht sich langsam und unwiderstehlich eine fundamentale Änderung unseres Innern, und eines schönen Tages findet man sich anders noch als

durch die Tatsache des Lebens allein in dieses Dasein und im Weltall überhaupt gebunden. Das ‚Ingwa' oder ‚Innen', das bedeutet, was uns Abendländern durch das Wort ‚Karma' zur Empfindung kommt, drängt sich einem auf Schritt und Tritt auf. Diese Idee ist dort allgegenwärtig wie die Luft. Fortwährend bei Tag und Nacht schlägt dieses geheimnisvolle Echo an unser Ohr. Ich muß mich Ihnen genauer erklären. Bleiben wir bei dem Bilde. Der Ton des abendländischen Menschenlebens ist kurz, laut, gewaltsam, wie ein Flintenschuß in einem engen, geschlossenen Raume abgefeuert. Wenn Sie monatelang im Orient leben, merken Sie, daß das Dasein jedes einzelnen eine Angelegenheit des Weltalls ist, ein Klang, der aus den Tiefen vor uns aufsteigt und in den Gründen nach uns sich verliert, ohne aufzuhören.

Sehen Sie, dann ist man zum Beispiel Brustat und außerdem noch ein andrer, der aus Regionen auf dies sein Leben sieht, das dann nichts andres für diesen zweiten bedeutet, als ein Instrument in einem großen Orchester, das man selber ist. Ich spüre, daß Sie, Herr Schuldirektor, ungläubig den Kopf schütteln."

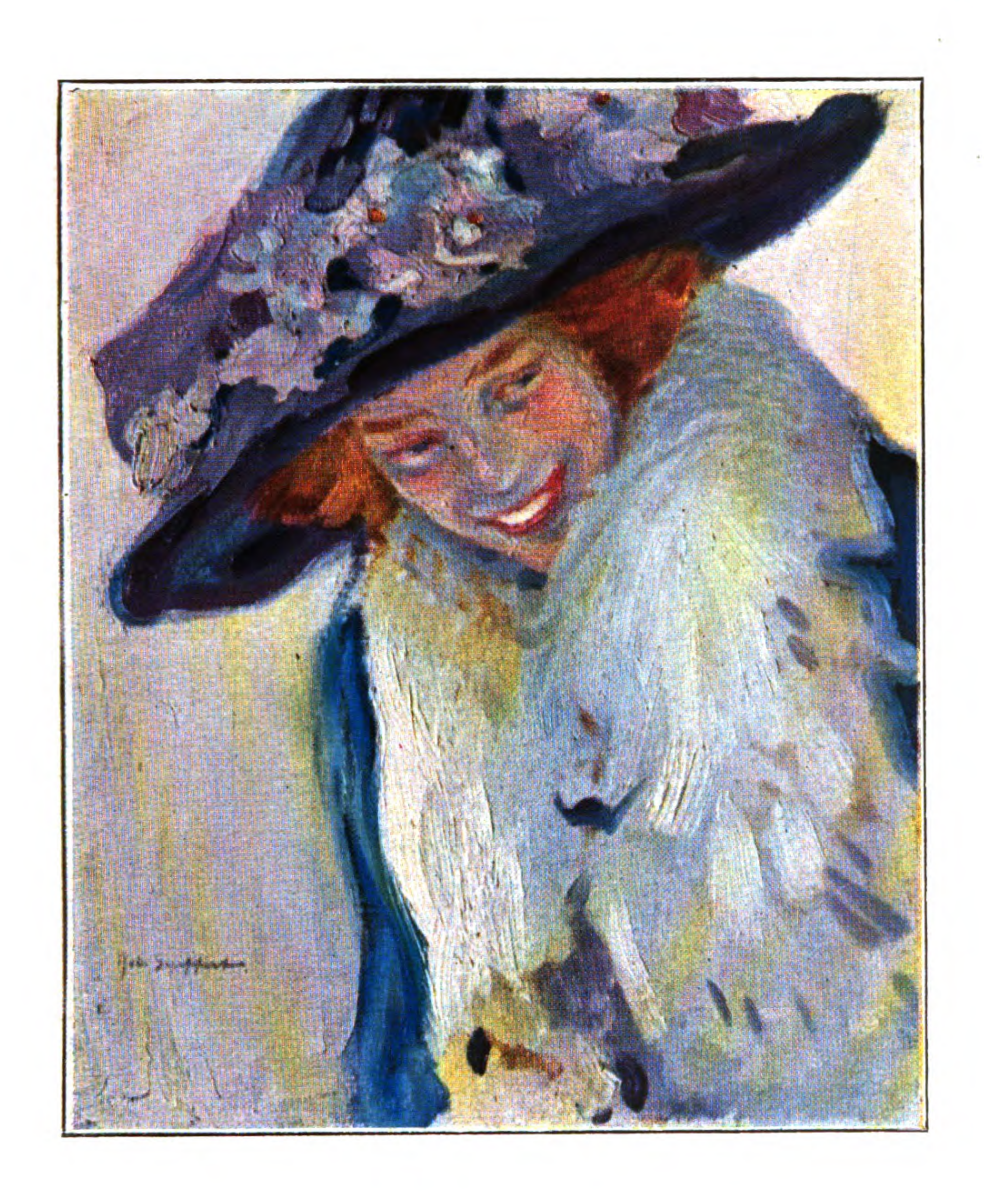
„Nun ja," antwortete Leutner, „ich verstehe Sie schon. Sie meinen eben die Suggestion. Nicht diese Wirkung als Tatsache, die unsrer Weltanschauung überlegen wäre."

Brustat antwortete ernst, indem er schwieg.

Nachdem Leutner so ins Unrecht gesetzt worden war, fuhr Brustat in seiner Betrachtung fort, als sei er nicht unterbrochen worden.

„Damit gerät man in einen Zustand, der unserm Auge den Ausdruck einer fremden außerirdischen Weite verleihen mag. Das haben Sie, Herr Amtsrichter, wirklich ganz richtig beobachtet. Denn seit meinem jahrelangen Aufenthalte im Osten geht meine Ergriffenheit immer tiefer als meine Intelligenz.

Und glauben Sie mir das, damit habe ich eine Köstlichkeit gewonnen, die ich vordem nur als der unnütze Träumer gekannt habe, dessen sich mein Gönner Kommerzienrat Ihme annahm, als mich deswegen Vater und Schule unter die Räder geraten lassen wollten. — Aber ich denke,



Lachendes Mädchen
Gemälde von Prof. Robert Seuffert

meine Herren, nun ist es genug, ich gerate ins Reden. Also brechen wir auf!"

Brustat erhob sich. Doch die drei bemerkten wohl das Zögern, mit dem er neben den Stuhl trat und bestürmten ihn, doch nicht grausam die wundervolle Unterhaltung abzubrechen. Der Forscher wehrte sich mit einem Kopfschütteln gegen dieses Lob der Zuhörer.

„Wundervoll, ja, für mich mehr als Sie ahnen," sagte er, wieder Platz nehmend, „denn Sie schenken mir die Gedanken nicht weniger, als ich sie Ihnen gebe."

Die andern rückten nun ihre Stühle auch wieder näher an den Tisch, mit Ausnahme Leutners, der sich dem Gefühl einer kleinen Kränkung nicht ganz zu entziehen vermochte, sondern durch den Schatten seiner Zurückhaltung die Spannung, welchen Weg das Gespräch nehmen würde, mit einem gelinden Stocken belud.

Plötzlich streckte Brustat seine Hand über den Tisch und sagte liebenswürdig: „Aber ehe wir weiter wandern, Herr Schuldirektor, reichen Sie mir Ihre Hand. Es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu verletzen, indem ich auf Ihren Einwurf..."

Leutner ließ ihn nicht ausreden. In seiner überstürzten Leidenschaftlichkeit faßte er mit beiden Händen die dargereichte Rechte Brustats, schüttelte und preßte sie ergriffen und stammelte: „Sie sind zu gütig, durchaus nicht, ich danke Ihnen. Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Herr Brustat."

„So ist es gut," sagte der Forscher einfach. „Ich weiß, Ihre Überzeugung, Herr Leutner, es handelte sich bei dem Einfluß, den die östliche Weltanschauung auf den Abendländer ausübt, um nichts andres, als um das Übergreifen eines puren Wahnes auf unsichere Seelen, also um eine psychisch-mechanische Infizierung oder Suggestion, ist weit verbreitet. Und doch habe ich die Erfahrung an mir selber gemacht, daß es sich da um mehr handelt, als etwa um einen Geruch, den man aus einem anderen Hause in den Kleidern mitnimmt und kürzere oder längere Zeit mit sich herumträgt.

Der Glaube an die Prä- und Postexistenz, die Überzeugung von einer höheren Wesenheit des Menschen, die

von den Formen seines gewärtigen Daseins nicht erschöpft wird, ist mir durch ein Erlebnis so eindringlich demonstriert worden, daß ich seitdem nicht mehr so schnell damit als einer bloßen Suggestion fertig werden kann.

Nach meinem Temperament und meinem Beruf, sozusagen als Philologe bin ich romantischen Täuschungen doch wahrhaftig unzugänglicher, als tausend andere. Allein es nutzt nichts.

Vorhin, als ich von Ihnen wegging und an den Zaun trat, bin ich durch den Anblick einer belichteten Wolke auf wundersam dringende Weise wieder daran erinnert worden. Ich sah nämlich die Rauchschwaden, die in leiser Unruhe wie eine graue Barre über dem Laxenberge standen, von dem Feuerscheine eines irgendwo herausgestoßenen Koksbrotes rot aufleuchten, so als wäre es die Fassade eines langen, brennenden Hauses. Die Glut lohte bald schwächer und schwächer. Und als nur noch eine schwefelig-brandige Helle alles dumpfer anglühte, trat eine weiße Wolke schwebend aus der schwach zuckenden Wand und richtete sich ringend auf wie ein Wesen, das mit letzter Kraft nach Rettung ausschaut.

Sie haben nichts bemerkt. Natürlich, denn Gewohnheit ist eine berußte Brille. Aber wenn Sie es auch wahrgenommen hätten, würde es jeder von Ihnen anders gedeutet haben. Mich indes erinnert es an den Tod meines Vaters.

Nun, da Sie gewünscht haben, daß unsere Unterhaltung noch nicht beendet sei, bin ich von Ihnen gezwungen worden, Sie vielleicht zu enttäuschen, indem ich erzähle, wozu es mich drängt und nicht, was Sie möglicherweise erwarten. Allein ich räume Ihnen dafür auch das Recht ein, meinem Erlebnis eine Deutung zu geben, die schlimmstenfalls sogar das Gegenteil einer Schmeichelei gegen mich ist."

Mustol unterbrach den Erzähler durch den empörten Ausruf: „Schäm' dich was, unverbesserlicher Skeptiker!"

Und die beiden anderen Herren variierten in ihrer Weise laut die Beteuerung unbedingtester Hochachtung und Verehrung.

Brustat aber sagte lächelnd: „Mag sein! Allein Sie kennen sich, wie Sie jetzt sind, nicht wie Sie am Ende sein werden. Ich warne Sie vor Ihnen!

Doch, hören Sie also: Es war am Ende meiner vorigen Reise durch Kambodja und Hinterindien. Ich kehrte über die Ruinenstädte Mesopotamiens zurück und hatte vor, in Beirut mich durch einen mehrtägigen Aufenthalt vor dem Eintritt in die abendländische Welt zu erholen und in Muße die Ungezwungenheit und Natürlichkeit der Menschenbeziehungen des Orients noch einmal zu kosten, ehe ich in die enge Schneiderrüstung europäischer Gesellschaftssitten kriechen mußte.

Beirut ist der Sitz der Nymphe Berae, um die sich in einem Pinienwalde, der noch jetzt in der Nähe der Stadt steht, einst Dionysos und Poseidon stritten, das alte Heiligtum des Baal Berith, ein Ort, der mit Alexandrien als Grenzscheide des Ostens und Westens vieles gemein hat und von einem Völkergemisch belebt wird, das seinesgleichen sucht. Welcher Rasse er angehört, weiß kein Beiruter, jede Ader schmuggelte sich aus einer anderen Gegend unter seine Haut, jedes Glied seines Körpers hat einen anderen Stammbaum. Das war der Grund, weswegen ich Beirut, das Girgost des Königs Balduin, als Ausgangspunkt meiner Reise wählte. Ich wollte mit einem möglichst vollen Akkord im Ohr scheiden. Unsere Karawane wand sich gegen Mittag aus dem Sande der Syrischen Wüste heraus, und die Sonne stand wie ein von Höllenglut kahl gesengter Teufelsschädel an dem verbrannten Himmel, als wir, nach der Erfrischung des Wassers lechzend, in dies Tal des Schattens mühsam niederstiegen.

Das vorigemal war ich in einer griechisch-italienischen Fonda, einer Art Hotel, abgestiegen, und ich muß sagen, die Witwe, die es leitete, hatte sich schon auf ihr Geschäft verstanden; aber noch waren wir nicht aus dem Zimmer ganz heraus, das wir bewohnt hatten, so erschien ein griechischer Pope und reinigte mit Weihwasser und biblischen Heilssprüchen die von uns ketzerischen Reisenden verunreinigte Kammer. Deswegen quartierte ich mich in einem einheimischen Khan ein Streckchen von der Stadt

ein. Als mir der Bediente, einen langen Korridor hin, das für mich bestimmte Zimmer mit dem Keulenschlüssel aufschloß, sah es ja wohl auch nicht zu vertrauenerweckend aus. Denn der Boden des Raumes war einen Zoll dick von einer schmutzigen Borke bedeckt, die, ich wußte es zu genau, aus Myriaden halbverhungerter, rachsüchtiger Tierchen bestand. Aber der Morgenländer dehnt bekanntlich seine Toleranz auf die niedrigsten Tiere aus, und so nahm ich den Keulenschlüssel aus der Hand des Dieners und legte als Angeld des Mietspreises einen Backschisch in sein Greiforgan. Dann ging mein Diener der Stube durch Überschwemmung und mit dem Schrubber zuleibe. Sie wurde mit billigen Matten belegt und war schon in der Hälfte des Nachmittags zwar nicht sehr fein, doch so hergestellt, daß sie ohne jede Furcht bezogen werden konnte. Mein Bett wurde als Diwan neben das Fenster gestellt, ein tönerner Wasserkrug in die Mitte plaziert, ich hüllte mich in den bequemen Kief, streckte mich aus und schlürfte den Dampf des süßen Latakieh, des besten syrischen Tabaks aus dem alten Laodicea. Nach einer Weile kamen meine Zimmernachbarn, zwei kurdische Häuptlinge, zu mir auf Besuch und nahmen auf meine Einladung neben mir Platz. Sie erzählten sehr amüsante, wunderliche Räubergeschichten aus den Grenzkämpfen, in die Persien auf Anstiften Rußlands sich mit der Türkei damals eingelassen hatte. Damals begann ja jene Okkupation, der heute das unglückliche Königreich eigentlich schon zur Hälfte erlegen ist. Auf diese Weise ging der Rest des heißen Tages angenehm hin. Dann saß ich bis zur beginnenden Nacht in der Nähe des Khans im Schatten eines dichten Efeugebüsches neben einem kleinen Bergwässerchen, erfreute mich an dem Anblick der winkligen oberen Stadt, hörte gedämpft das Geschrei von den Kais herauftönen, betrachtete die unter Schlinggewächsen fast vergrabenen Ruinen des alten Beritus und geriet bei dem Abendgeläut aus dem nahen Kloster der Maroniten in ein Träumen, das dem nicht unähnlich war, dem man nach stundenlangem Ritt auf dem Kamel zur Nacht in der Wüste erliegt. Es ist, als flösse das Innere nach allen Richtungen ins Endlose auseinander, und nur der schwache Ton der

Glöckchen des Leittieres hält die Empfindung unserer Person noch leise aufrecht. So saß ich neben dem Khan auf der Erde wie auf einem taktmäßig wogenden Kamelrücken, der sich im Rhythmus des Klosterglöckchens in eine unermeßliche Unendlichkeit hineintrug. Und ich, der ich dies beobachtete, war bald selber wie schlafverwischt, nicht anders also war es, als sähen sich zwei traumbefangene Augen in die eignen Sterne. Behaglich genoß ich eine Weile das Untertauchen in dies verfließende Meer und streckte meine Seele nach allen Seiten, die sich endlich einmal der unbarmherzigen Kandare des Willens ganz ledig fühlte. Dann erhob ich mich; aber nur in der Absicht, diesen Zustand des wachen Traumes in wirklichen Schlaf aufzulösen. Auf dem Hofe des Khans traf ich meinen Diener, der, mit seinem kleinen Laternchen vor mir hergehend, mich zwischen Warenballen und über Gepäckstücke in meine Kemenate bugsieren sollte. Allein das war leichter beabsichtigt als getan, und als wir glücklich vor dem langen Korridor standen, an dessen hinterem Ende mein Zimmer lag, mußten wir die Unmöglichkeit erkennen, weiter vorzudringen. Alle, aber auch alle Gäste des Khans waren aus ihren Stuben geflüchtet und hatten sich mit ihren Pfeifen und Wassermelonen hierher gerettet. Mein Diener machte wohl den Versuch, sich durchzuwinden. Aber wir hätten buchstäblich über Rücken und Köpfe klettern müssen, wenn wir unsere Absicht hätten ausführen wollen. Deswegen rief ich lachend meinen Diener zurück und beschloß, weil ich mich aus den wohligen Traumwirbeln nun schon herausgerissen wähnte, in einem Gang durch die Straße der oberen Stadt die Zeit bis zum Zubettgehen meiner Khangäste hinzubringen, um dann leichter zur Ruhe zu kommen. Mein Diener ging mit dem Lichtpünktchen vor mir her den steinigen Weg hinab auf die Stadt zu. Aus den Oleandergebüschen und den Maulbeerhainen des Nahr-al-kelb im Tale drunten zogen schon leichte Nebelschleier; in halbem Mondlicht blitzte da und dort der Fluß auf und die Höhe nach dem Gebirge zu sah aus, als fließe ein unhörbarer Strom der Kühle von dem Libanon zu uns herüber. Über dem Meere aber stand noch die heiße Luft wie eine undurchdringliche Mauer.

Lange Reihen von Kamelen zogen schweigend auf den noch da und dort durch Teppiche geschützten und gekühlten Straßen hinunter zum Hafen. Araber schritten lautlos neben ihnen hin oder schaukelten sich auf dem beladenen Rücken der Tiere. In den Lauben der Basare saßen im Schein von Öllämpchen noch Türken stumm hinter ihren Waren. Aus den gefüllten Kaffeehäusern glitten geräuschlos in weite Burnusse gehüllte Gestalten. Und wenn man vom Hafen her aus dem Kabarett nicht den Gesang trunkener Matrosen gehört hätte, man wäre versucht gewesen, zu glauben, die Zeit der Dampfschiffe sei an diesen engen, dunklen Gassen spurlos vorübergegangen und die Stadt lebe noch heut in dem Glanze, den der große Druse Fachreddin zum letzten Male über das Land gebracht hat. Der Orient ist zeitlos. Ja, als wir um eine Straßenecke herum eine kleine platzähnliche Erweiterung betraten, sah ich eine Szene wahrhaftig noch wie aus Tausendundeiner Nacht. Da saß nämlich in einer windgeschützten Ecke im Scheine seines Öllämpchens ein alter Mann, von dessen markantem, rötlich überhelltem Gesicht der Strom eines schneeweißen Bartes floß und erzählte einem kleinen Kreis von Männern verschiedenen Alters mit einer gedämpften Stimme irgendeine Geschichte. Die Leute lehnten regungslos wie altersdunkle Steinfiguren an der Mauer und hörten schweigend zu. Nur dann und wann rührte sich der eine oder der andere in einer Gebärde der Ergriffenheit und versank dann wieder in das Schweigen des Zuhörers, das aussah, wie der Schlaf von Verzauberten.

Plötzlich trat aus dem Kreise der Lauscher ein Mann, den ich bisher nicht wahrgenommen hatte. Er trug europäische Kleidung und war, obwohl schon vom Alter etwas gebeugt, fast herkulisch gebaut. Die Art und Weise wie er die zwei, drei Schritte herüber auf uns zutat, war so charakteristisch und mir zugleich so vertraut, daß ich scharf nach ihm hinsah. Doch in diesem Augenblicke wurde er von einem Krampfanfall gepackt. Es zog seinen Körper zusammen, und er griff mit beiden Händen nach Hilfe in die Luft, wie es die Art Erstickender ist. Doch dauerte die Atemgefahr nur wenige Momente und löste sich dann

in einen Husten, den ich nicht hörte, sondern sah. Darauf stierte der Fremde erschöpft zu mir herüber, fuhr sich mit dem Rücken seiner großen Hand über den Mund und setzte sich, ein wenig schwankend, auf die nächste Straße zu in Bewegung, in deren Finsternis er verschwand.

Hinter ihm verklang ein leiser, unbeschreiblich rätselhafter Ton. Ich forderte meinen Diener auf, dem Kranken, der soeben von Unwohlsein befallen worden war, eine Strecke zu folgen und ihn womöglich einzuholen.

Doch mein Diener sah mich nur lächelnd an und sagte, daß er nicht den Schatten eines Kranken hier wahrgenommen habe, da ständen doch nur Arnauten und Beiruter. Aber durch meine Seele seien eben die Geisterrosse Alis getrabt, meinte er, womit gesagt sein sollte, ich sei einer Sinnestäuschung unterlegen.

Ich erinnerte mich an meinen Zustand in der Dämmerung und gab ihm recht, daß das beste Mittel gegen solche Berückungen ‚ein großer übervoller Becher Schlaf' sei. Wir machten uns deshalb sogleich auf den Rückweg gegen den Khan.

Wirklich überfiel mich schon nach wenigen Schritten eine solche Müdigkeit, daß ich fast im Gehen einschlief. Wie ich so halb träumend hintaumle, von meinem Diener leicht geführt, fährt es mir plötzlich wie ein Blitz durch das Hirn: ‚Das war ja dein Vater, der Kranke, den du gesehen hast.'

Aber ich lachte mich nach dem ersten leisen Erschrecken doch im stillen aus, hielt es für nichts als eine Fortdauer dieses Zustandes der Überreizung und schwankte gelassen am Arme meines treuen Führers weiter.

Beim Erwachen am andern Morgen lag das Erlebnis des vorigen Abends in blassen, aber deutlichen Farben in meiner Seele, wie Quallen im Meerwasser schwimmen, von denen ich bestimmt weiß, daß das Wunderwerk ihrer leuchtenden Rosette sich in ein unscheinbares Schleimklümpchen verwandelt, wenn ich es mit der Hand schöpfe und es nahe unters Auge bringe. Was sollte ich über diese Luftspiegelung am Horizont meiner inneren Welt lange nachdenken! Ich war doch immerhin Brustat und kein

Beduine; deswegen bestand für mich keineswegs die Verpflichtung, hinter dem Erlebnis die Weltallsuhr knacken zu hören.

Dennoch begab ich mich nach dem Morgenkaffee auf das Postamt und drahtete an meinen Bruder hierher, daß mich ein wichtiges Telegramm innerhalb der nächsten acht Tage in Genua treffen würde. Dann ging ich geradenweges, als ob es von Anfang an mein Plan gewesen sei, an den Hafen hinunter und belegte einen Platz auf einem italienischen Dampfer, der am nächsten Abend die Fahrt nach Genua antrat.

So vollkommen war, mir unbewußt, das Schwergewicht meiner Seele verschoben, daß ich in der Änderung meiner Absicht nichts als die stillschweigende Bedingung sah, unter der ich sie überhaupt gefaßt hatte. Es fiel mir nicht im mindesten ein, in mir ein Gefährt zu sehen, das von einer anderen Gewalt, als der meines überlegenen, kühlen Willens geführt wurde. Anderer Meinung war der treue braune Bursche aus Barbara, mein Diener auf der Fahrt durch Mesopotamien hierher. Seine Hingabe, die in den letzten Tagen ohnedies aus der Unterwürfigkeit der Untergebenen sich in freie Verehrung entwickelt hatte, nahm geradezu die Form ehrfürchtiger Scheu an, und beim Abschiede schon auf dem Schiffe sagte er: ‚Herr, Allah hat deine Hand in der seinen, er führe dich einen guten Weg.‘

Sein Gesicht war durch keinen Zug in der orientalischen Unbewegtheit versehrt, nur seine schwarzen Augensterne bebten vor Ergriffenheit, als er meine Hand das letztemal an die Brust drückte. Dann aber kletterte er schneller als es seine Gewohnheit war, die Schiffstreppe hinunter ins Boot, als fliehe er eine Gefahr. Sobald er das Brett der Nußschale unter sich fühlte, geriet er in einen wirklichen Paroxysmus der Freude und winkte noch mit beiden Armen, als das Boot schon am Lande angekommen war und unser ‚Marchese Deferrari‘ die Anker rasselnd an sich zog.

Bald war das Boot zu einem winzigen grauschwarzen Pünktchen eingeschrumpft. Der brave ‚Marchese Deferrari‘ griff tüchtig aus. Beirut schwand wie ein buntes Tuch



Am Drahtverhau
Gemälde von Eugen Oßwald

oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

davon. Nicht lange, nachdem das offene Meer erreicht war, riß es mit einem Ruck die rote Sonne unter den Horizont, und die Farben des Abends jagten wie ein kurzes, hektisches Fieber übers Wasser. Alles, Meer, Himmel und Schiff, war im Nu richtig mit einem Griff in einen schwarzen Sack gestopft. Wir bekamen eine eklige Sturmnacht. Aber trotz des Tobens rührte ich mich nicht aus der Kabine. Die Furcht habe ich mir auf den vielen Seereisen abgewöhnt, und die Neugier lohnt sich meistens nicht, wenn es sich um europäische Reisende handelt, die in Angst sind. Das Klatschen der über Deck gepeitschten Seen, das Gedonner des Meeres an den Planken, das dumpfe Stampfen der Maschinen, das Windgeheul, das Schreien der Matrosen, die sich in der Arbeit etwas zuriefen, das Gelauf und Gestöhn der Passagiere, alles das hörte sich an wie das vieltönige Gepolter einer rotierenden Riesenkugel, in deren Mitte ich, so gut es gehen wollte, angekleidet auf meinem Bette lag. Diese Lärmtrommel, die um mich kreiste, durchdrang ich mit meinen Blicken, wenn ich die Augen schloß und bemerkte, daß sie von einem Gürtel umgeben war. Dieser machte, daß das Getöse für mich sich wie aus der Ferne anhörte. Ein blasses überwundenes Leuchten schien es auch zu sein. Das dehnte sich in Pulsschlägen, die Kreise auf dem Teich auseinanderspülen, immer weiter aus, und während dies geschah, erklang ein leiser Ton, so leise, daß aller Lärm um mich vor ihm verstummte. Und plötzlich erinnerte ich mich, daß es genau dieser Ton war, den ich gehört hatte, als der Kranke in der Finsternis der Beiruter Gasse verschwunden war. Genau so klang jetzt der blasse Lichtgürtel, der um die rotierende Lärmkugel sich spannte, immer weiter in das Unendliche hinausfloß und in meiner Seele mich mit sich entführte, daß der Aufruhr des Sturmes undeutlicher und undeutlicher, zuletzt nur traumhaft, wie von einem hohen Berge anzuhören war.

Am späten Morgen donnerte der Kapitän an meine Tür: ‚Herr Doktor, sind Sie tot, oder was ist Ihnen denn?‘

Wahrhaftig, ich hatte die ganze böse Nacht verschlafen.

In Genua fand ich ein Telegramm meines Bruders, das lautete: ‚Vater sehr schwach. Komm sofort.‘ Vier Stunden später saß ich im Expreßzug von Ventimiglia her; sechsunddreißig Stunden danach stieg ich in Berlin auf den Schlesischen Zug und langte gegen zwei Uhr nachmittags vor unserem schmalen Hause auf der Charlottenbrunner Straße an.

Mein Vater war bereits gestorben und lag, schon gewaschen, mit heraufgebundenem Kinn auf dem Bett seines kleinen Schlafzimmers. Das Gesicht friedevoll, groß in dem geschlossenen Ausdruck der Erhabenheit des Todes, wie überhaucht von einem rätselhaften Jenseitslicht. Ja, sogar eine schwache, sieghafte Freude verschönte das Antlitz des Gestorbenen. Ich stand vor seinem Lager und hielt die letzte Zwiesprache mit ihm. Nichts von der verborgenen Finsternis erfüllte diese Hülle mehr, an der mein Vater heimlich seit seinem Vermögenszusammenbruch gelitten hatte, von dem in dem letzten Jahr sogar manchmal die Klarheit seines Geistes getrübt worden war, daß er sich von meinem Bruder benachteiligt glaubte und seine Barschaft in allerlei lächerlichen Verstecken unterbrachte. Heiter lag er jetzt da wie nach einem Lustgange.

Auch ich, dem es vom Schicksal auferlegt worden war, trotz all meiner Erfolge, seine tiefste Enttäuschung zu sein, weil ich nicht in sein Geschäft eingetreten war und die Sorge für das Ansehen der Familie meinem Bruder überlassen hatte, dem er in Verblendung nichts zutraute — auch ich hatte das Glück gehabt, in der Ferne an seinem Heimgange auf eine geheimnisvolle Weise teilzunehmen. Vielleicht war ihm in dieser Zwielichtstunde des Daseins das Auge über mich geöffnet worden, und die Freude an meinem Weg und meiner Art hatte ihm die letzten Augenblicke belichtet.

Während ich in der Totenstube so dieser kurzen Rückschau mich hingab, ging mein Bruder, der mit mir eingetreten war, durch das Haus und schloß alle Zimmer ab. Als ich die Leiche verließ, kam er eben die Stiege aus dem oberen Stockwerk herab auf mich zu. Wir traten in die Wohnstube, die noch in allem so gehalten war, wie sie meine Kindheit gekannt hatte, setzten uns an den Tisch,

und mein Bruder erzählte von den Umständen, unter denen der Tod meines Vaters langsam Herr geworden war. Ein altes Herzleiden hatte ihm in den letzten Wochen stärker und stärker zugesetzt. Aber diese Anfälle, die immer schmerzhafter aufgetreten waren, hatte der Greis vor meinem Bruder hartnäckig verheimlicht, und sogar seine Wirtschafterin, mit der er vollkommen einsiedlerisch hauste, ließ sich, von ihm gezwungen, nur zu halben Andeutungen herbei. Vor sechs Tagen aber war er von einem solch schweren Krampf heimgesucht worden, daß es ausgesehen hatte, als sei sein letzter Augenblick da. Vor dem Schlafengehen gegen neun Uhr abends hatte ihn auf dem Wege zum Bett Atemnot übermannt, und erst nach einer schrecklichen Weile war er mit blauem Gesicht und geröteten Augen dem Ersticken entronnen. Ich verheimlichte meine Erregung. Denn genau zur selben Zeit hatte ich in Beirut den Mann um sein Leben ringen sehen, und ich begriff nicht, daß ich in ihm nicht sofort meinen Vater erkannt hatte. Allein ich faßte mich und ersuchte meinen Bruder, fortzufahren. Da sei es denn nun wieder gnädiger geworden, habe ihn wohl manchmal in die Brust gepackt, sei ihm taumelnd um den Kopf geflogen, aber es hätte auch seine Wärterin nicht weiter beirrt, außer daß der sonst immer harte, rauhe Mann von wunderlicher Sanftmut und Nachgiebigkeit getragen worden sei.

Bis dann heute vormittag gegen elf Uhr der Tod unvermutet in die Stube trat. Der nun Verblichene hatte mit gutem Appetit ein kleines Frühstück, in einem Ei und einer Tasse Brühe bestehend, eingenommen und war wohlig zu einem Träumen mit offenen Augen im Sofa zurückgesunken. Da fuhr er auf einmal empor und verlangte, die Wirtin solle nachsehen, wer auf der Straße drunten vorbeifahre. Die alte Frau, die nichts von Wagengerassel vernahm, trat gleichwohl, um ihn nicht zu reizen, ans Fenster, fand aber die Straße leer und still und belehrte ihn schonend über den Irrtum. Da erhob er sich aber energisch, ging zu ihr hin, schaute hinab und fragte ergriffen: Was ihr denn die Augen aus dem Kopfe gestohlen habe? Da unten fahre ja ein Wagen aus Tannhausen

vorüber. Was das doch sei und warum er noch dazu unten halte, da ihm doch ganz und gar nicht nach Verreisen sei?

Kopfschüttelnd, erschüttert ging er auf seinen Platz zu. Als er aber an dem Tisch ankam, ruckte es ihn wie unter einem lautlosen Schlag in die Knie. Das Weib erkannte, wer ihn berührt hatte, griff nach ihm und schrie zugleich gell auf. Da kehrte der schon völlig Zusammengerutschte noch einmal sein Gesicht herauf und sagte mit gütig verweisender Stimme: ‚Warum schreist du denn? Du siehst ja, ich gehe in den Himmel.' Dann versuchte er zu lächeln; allein es wurde nur der kurze rasselnde Laut des Todes. Mein Bruder war von diesen rätselhaften Umständen des Abscheidens mehr erfaßt als von dem Tode selbst, der bei einem achtundsiebzigjährigen Greise nichts Furchtbares hat. Denn wenn wirklich das Todesahnen immerfort unsichtbar neben uns durchs Leben kutschte, dürfte man eigentlich keine ruhige Stunde mehr haben.

Ich sah, wie gut es gewesen war, daß ich von meinem Erlebnis geschwiegen hatte. Darauf ging er, und ich begleitete ihn bis zur Haustür. Dann kehrte ich zurück, um noch eine Weile allein in der Stube die seltsamen Vorgänge zu überdenken. Meine Familie hatte nie ein Glied besessen, das sozusagen mit einem Fuß in der Luft gewandelt war. Allen lief die Welt nüchtern durch die Augen.

So sinnend ging ich den Hausflur zurück und öffnete die Stubentür. Aber da wäre ich wirklich bald ein wenig erschrocken. Neben einer alten Glasservante stand ein lederüberzogener Armsessel, auf dem mein Vater sein Mittagsschläfchen und auch stille Einkehr zu halten pflegte. Da ich nun auf die Schwelle trat, sah ich meinen Vater leibhaftig an seinem alten Platze sitzen und mit verwundertem Gesicht aufschauen, als wolle er mich fragen, was denn Kurioses vorgefallen sei, daß ich unvermutet eintreten und ihn im Schlummer stören müsse. Im Moment war ich so verwirrt, daß ich mich in aller Tat anschickte, zu antworten. Doch da entführte schon ein Hauch die Gestalt ins Wesenlose.

Nach der Beerdigung reiste ich nach Berlin. Dazumal lag die Erwerbung Kiautschous für Eingeweihte in der Luft, und ich war als Kenner des Ostens zu einem Vor-

trage in das Kolonialamt gebeten worden. Froh, diesen spukhaften Kreisen entrissen zu werden, fuhr ich hin und gab mein Gutachten ab. Dann verbrachte ich noch einige äußerst angeregte Tage in der Gesellschaft gelehrter und ungelehrter Freunde. Allein es saß mir ein Schatten in der Seele, der sich durch nichts zerstreuen ließ. Sobald ich allein war, überfiel mich Melancholie, ein Kummer, der dumpf an mir herumquälte, meinem Vater gehe es nach seinem Tode schlecht und er weile an einem Orte, der nicht gut sei. Wie leicht haben es Japaner, Chinesen und Katholiken solchen unfaßbaren Bedrängnissen gegenüber. Mir, dem Abendländer und Protestanten, war mit einem Male die Schutzwand gegen das Universum zu eingerissen worden. Ich wanderte wie an einem Abgrund hin und warf gleichsam einen Schatten ins Jenseits. Vergeblich begann ich ein ruheloses Reisen durch Deutschland, umsonst vertiefte ich mich in wissenschaftliche Arbeit. Meine Aufnahmefähigkeit, meine Produktivität waren wohl unerschöpflich. Allein, wenn es gegen Abend kam, ob ich einsam oder in Gesellschaft saß war gleichgültig, dehnte sich meine Welt ins Ungemessene, und es überfiel mich eine Niedergeschlagenheit, als stünde ich im Dämmern mitten in einer endlosen, öden Wüste, die rundum in unsichtbare Kammern lautloser Peinigungen münde, und schmerzvoll frug ich mich oft, ohne daß ich es wußte: ‚Wo mag mein Vater sein?‘

Mein Zustand verschlimmerte sich so, daß ein befreundeter Professor der Nervenheilkunde darauf aufmerksam wurde; denn ich hatte in einer Abendgesellschaft bei ihm verlorenen Auges, zusammengesunken mit mir murmelnd, zu sprechen begonnen. Er klopfte mich beim Abschiede ernst auf die Schulter und verlangte dringend, daß ich ihn am nächsten Vormittag besuche.

Statt dessen packte ich sofort nach der Ankunft im Hotel meine Koffer und fuhr noch in derselben Nacht über die Alpen davon nach Italien. In der nächsten Nacht schlief ich schon in Portofino-Kulm oberhalb Santa Margherita. —

Sie haben das sicher auch schon erfahren, ich glaube, es gibt überhaupt keinen Menschen, dem das schreckhafte Verwundern über dieses Erlebnis erspart bleibt: natürlich

gehört dazu eine gewisse seelische Disposition, die indes in jedem Falle anders sein kann. Man steht in vollkommen stiller Einsamkeit und lauscht dem einzigen Laut, der zu vernehmen ist, dem Schlag seines eigenen Herzens. Wie man sich so in das Klopfen dieser geheimnisvollen Uhr verliert, glaubt man es bald da, bald dort außerhalb des Leibes um sich zu hören, und nicht lange, so scheint unser Herzschlag uns ganz verlassen zu haben und in alle Welt gewandert zu sein. Der Baum pulst in ihm, die Berge erschüttert sein geisterleises Donnern, im Wasser hören wir ihn pochen, und der Himmel sogar erzittert rhythmisch unter seinen Stößen: nur wir selber, wir, aus dem er doch stammt, wir sind von ihm ausgeschlossen und erleben etwa die Qual eines Toten, der ein Bewußtsein seines Todes behalten hat, oder eines Lebendigen, dessen Todesgefühl die einzige Lebensempfindung ist. So ungefähr war, meine Herren, meine seelische Lage, vor allem deswegen, weil ich wie mit tausend Augen um mich auf etwas, was sich meinem Begreifen entzog, auf der Lauer lag.

Nun kannte ich ja die Therapie genau, die mein lieber Nervenprofessor gegen dieses Leiden angewendet hätte, rein äußerliche Mittel, all die Kalmierung systematisiert, die ich mir in den Monaten selbst verordnet und etwas kunterbunt angewendet hatte. Da wir unsere Torheit aber erst als wohlerwogene Einsicht aus dem Munde eines anderen hören müssen, um ihre Richtigkeit einzusehen, wurde mir gerade durch den Ernst des Professors klar, daß ich auf einem total falschen Wege dem Schatten zu entrinnen trachtete, der, vom Grabe meines Vaters her, mich beunruhigte. Deswegen war ich geflohen, um nach meinem eigenen System aus den Bedrängnissen meines zersprengten Blickes mich zu befreien. Ich wollte mit den Versuchen aufhören, Wolken mit der Sense zu mähen, wollte diese innerliche Angelegenheit auch innerlich behandeln. Wahngebilden der Phantasie, die uns im Dunkel überfallen, raubt man ihre Schreckhaftigkeit nicht, indem man vor ihnen flieht, sondern auf sie zugeht und sie furchtlosen Auges entlarvt.

Das wollte ich in Portofino-Kulm vollziehen. Denn mich hatte hinterrücks wieder die ganze rationalistische

Überlegenheit des Abendländers gepackt, und ich war mit Ungeduld geladen, hinter die Spiegelfechtereien meiner Seele zu kommen.

Das Hotel, in dem ich mich einlogierte, liegt auf dem Rücken, durch den die portofinesische Halbinsel mit den Vorbergen des Apennin zusammenhängt; es bestand damals nur aus einem ruhigen Hause, das jetzt leider von einem dummen marktschreierischen Abfütterungstempel zur Dependance degradiert worden ist. Für mich, den fortwährend die Empfindung eines Doppellebens bedrängte, der von unterbewußten Strömungen fortwährend in der Sicherheit seiner irdischen Gegenwart gestört wurde, war dieser Ort wie geschaffen, wo man nach zwei Seiten das Meer überschaut und bald von Camogli, bald von Santa Margherita her den Schrei der Lokomotive hört, mit der sich der Bahnzug in den Tunnel stürzt, von dem der Rücken unterminiert ist. So sollten meine spukhaften Seelenzustände auf die einfachste Weise in die Tatsache äußerer Verhältnisse geführt und damit unschädlich gemacht werden. Sie sehen, meine Herren, ich war durchaus nicht das naive, abergläubische Opfer eines ungefähren Wahns. Es war zwischen Herbst und Sommer, die Italiener, die Kühlung suchten, waren schon fort, die Deutschen noch nicht da. Außer mir wohnte nur ein betagtes Ehepaar aus Sachsen in dem Hause. Ich füllte, wie es meine Gewohnheit ist, den Vormittag mit ernster Arbeit, den Nachmittag mit Streifereien in der Umgegend aus, und das einzige Mittel der seelischen Diät, das ich mir verordnete, bestand in der vollständigen Befreiung meines Geistes von der Empfindung einer Gegenwehr oder Flucht. Ich stillte mich und glitt in das Leuchten über dem blauen Meer, in den ruhigen Laut der Baumwipfel, in das blau-violette Glühen, mit dem der Apennin an manchen Abenden wie ein Kranz unwirklicher riesiger Wunderblumen in der hohen Luft schwebte.

Aber ich sollte erleben, daß die Erfüllung meiner Hoffnung auf einem anderen als dem von mir beschrittenen Wege in meine Arme lief.

Als ich an einem späten Nachmittage die steile Talschrunde von den Gräbern der Doria in San Fruttuoso

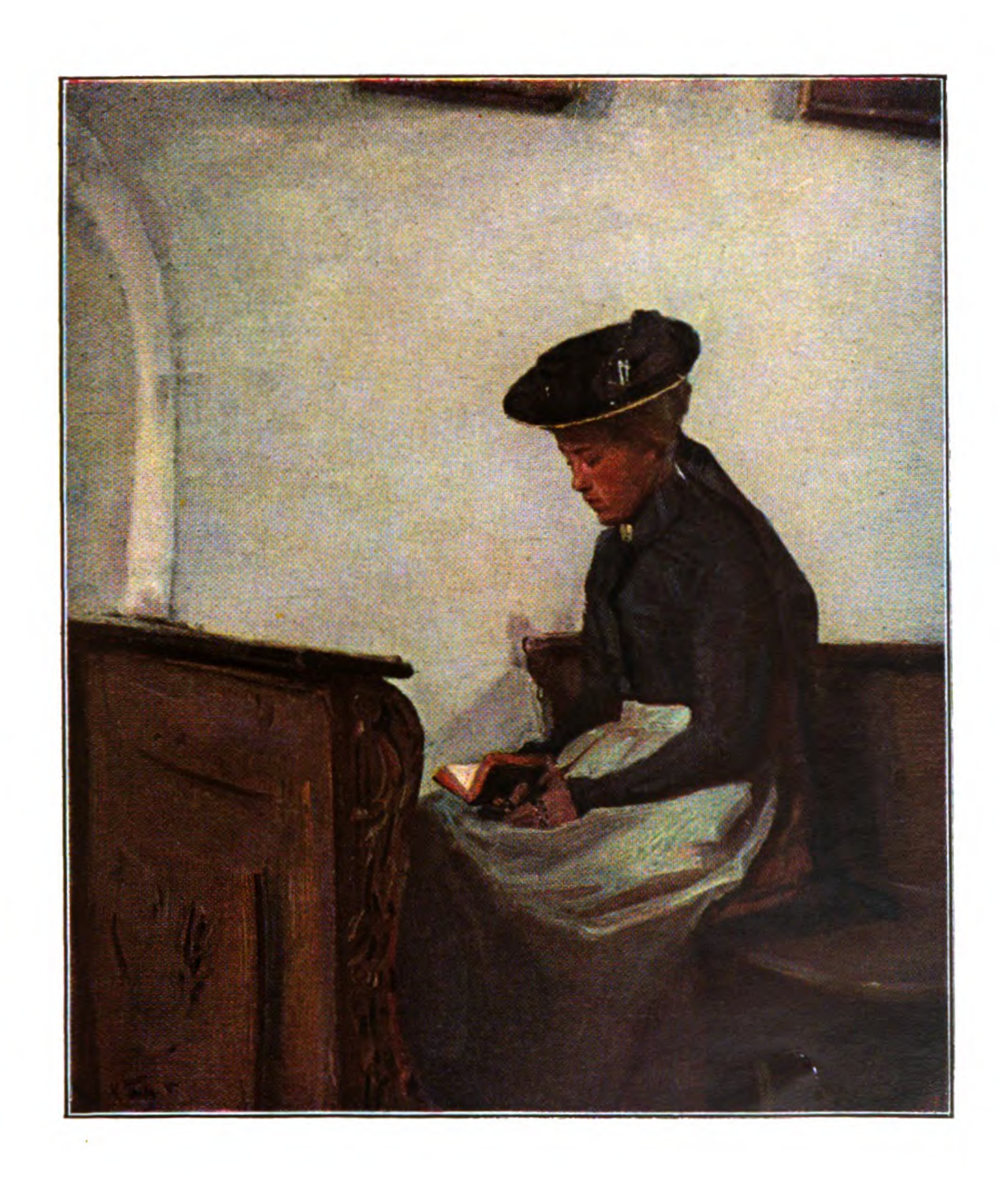
heraufstieg, hörte ich hinter mir jemand desselben Weges gehen, wandte mich um, rief, wartete an Biegungen des Steiges, daß mich der Mensch endlich einhole, bekam aber niemand zu Gesicht, fühlte jedoch, als ich auf einem Steine ein wenig ausruhte, daß jemand neben mir sitze. Nicht lastend, nicht schwer, nein, ein ruhiges, tröstendes Wesen.

Ich kannte schon damals so gut wie heut und irgendeiner das Phänomen der Persönlichkeitsteilung, von dem im Traum uns so verblüffende Durcheinanderschachtelungen geboten werden, und nahm dieses unsichtbare Wesen neben mir für nichts als den Abglanz meiner Persönlichkeit, und zwar jenes befriedeten, gestillten Teiles, der in der Götterruhe dieses herrlichen Erdenwinkels sich wieder zur alten Kraft herangesammelt hatte.

Dem seltsamen, wunderhaften Durcheinanderwogen unserer inneren Welt weiter nachsinnend, erhob ich mich, überwand die letzte Steigung und schritt durch das natürliche Tor aneinandergerückter Felsen auf den gepflegten Steig hinaus, der sich im leichten Rhythmus sanften Steigens und Fallens um das Gipfelchen wand, das dem Bergzuge aufgesetzt ist.

Während ich so gemächlich unter dem jungbegrünten Zweigeschwanken leichten Rüsterngesträuches hinwandelte, bald mit beglücktem Blick an der Schönheit des Kessels nippte, in dem das Dorf Ruta, durch seine Weingärten zerstreut, gegen Santa Margherita hinuntersteigt, bald aus freudevoller Zerstreuung an der bunten Steilküste entlang sah, die sich nach Genua hinzieht, setzte ich mit dem Wesen einen traumhaften Gedankendialog fort, das sich auf dem Wege von San Fruttuoso herauf zu mir gefunden hatte. Unser Denken ist ja meist ein sinnendes Sprechen. Nur in Momenten innerer Auseinandergeflossenheit oder höchster Spannung wird es ein Spiel unfaßbaren Wissens, das hinter den Tatsachen des Lebens seine unbegreiflichen Aufschlüsse bildet und auslöscht. Nicht anders als einem Licht vergleichbar, schwebte es in mir und hielt sich zu gleicher Zeit an meiner Seite.

O, meine Herren, diese kleine Weile auf dem steigenden und fallenden Weglein um den Portofino-Kulm hat



In der Kirche
Gemälde von Prof. Max Thedy

mir ein wundersames, köstliches Gefühl beschert, über alle Fesseln der Erde und des Lebens hinaus durch mein Inneres mit dem Weltallsinnern verbunden zu sein.

An einer Wegbiegung brach es plötzlich ab. Mir war, als erlösche ich. Wie ein Ruck ging es durch mich, und ich konnte nur an mich halten, indem ich die Augen schloß. Als ich sie öffnete, war ich wieder allein.

Ich mit mir, nicht demselben Ich, das eben friedevoll und glückhaft als in eine Welt hinausgegossen um mich sich empfunden hatte, sondern mit dem Wesen war ich aufs neue zusammengesperrt, das, belastet und furchtvoll, wochenlang durch Deutschland geirrt und sich hierher geflüchtet hatte. Die alte Zerstörung zuckte wieder durch mich.

Neben mir, in ein schmales Wiesenstreiflein gebaut, erhob sich ein laubenähnliches Gestell aus Stangen zusammengeschlagen, und auf den in seinem Innern umlaufenden Bretterbänken saßen italienische Bauern mit Weib und Kind vor ihren Gläsern, die mit schwarzrotem Weine gefüllt waren.

Sie aßen weißes Brot dazu und verübten einen beträchtlichen fröhlichen Lärm.

Indem ich auf sie hinsah, fühlte ich eine Finsternis und Blässe in meinem Gesicht. Die Menschen verstummten sogleich vor mir, dem fremden unheimlichen Manne, und die Frauen schauten mich voll Mitleid an.

‚Buona sera, Signore,' murmelten die Bauern und lüfteten ehrfurchtsvoll die zerdrückten Hüte.

Da raffte ich mich von der Bestürzung auf, erwiderte ihren Gruß mit erzwungenem Lachen und strebte dann eilig meiner Wohnung zu.

Um den Apennin fiel ein graues Rauchen aus dem erblindeten Himmel, rechts und links drunten lag das Meer mißfarbig und unruhig, und an den Felsen begannen weiße Schaumschlangen hinzulaufen. Nur um Genua glostete noch ein schriller, gelber Schein. Die Stadt sah aus wie eine riesige Galeone, die eben im Begriff ist, vom Lande abzustoßen und in rascher Fahrt das offene Meer zu gewinnen, um sich vor dem Sturm zu retten, der sich zusammenbraute.

‚Ja, aber so schnell geht das doch mit dem Winde hier nicht,‘ sann ich im schnellen Weiterschreiten und blickte untersuchend noch einmal über mich. Alles grau in grau. Der ganze Himmel. Nur an einer Stelle, wie mit einer ungefügen großen Haue, war ein Loch in die Wolkenwand gerissen, daß man wie in das Eingeweide des Weltalls blicken konnte. Wirklich, wie eine brandige, rünstige Wunde sah es aus. Und nun, da ich, betroffen, genauer hinschaute, schwang sich ein weißes Wölkchen, ein leichter duftiger Schleier herauf, schwebte spielend an die rotrauchende Wunde des Himmels heran und glitt zierlich in den Schlund hinein, aber ohne von seiner Glut auch nur gestreift zu werden. Weiß, unberührt verlor das Wölkchen sich in der Tiefe, und ich bemerkte mit ungläubigem Staunen, daß, je weiter das Schleierchen vordrang, auf dem Grunde des klaffenden Spaltes der Himmel grün aufzuglühen begann, als glimme er vom Widerschein paradiesischer Wiesen.

‚Das nutzt alles nichts,‘ sann ich, spürte nichts von der Torheit meines Einfalls, sondern war eher noch in einer grimmigen Schadenfreude beruhigt, weil ich das Auftauchen und Verschwinden des weißen Wölkchens mit dem lichten Anglänzen kombinierte, das mich eben wie aus dem Jenseits der Welt heimgesucht hatte. Zugleich empfand ich vergeblich das Unwürdige meiner seelischen Lage, stürmte weiter und gelangte, nun mehr laufend als gehend, an dem Hausdiener vorbei, der indolent und faul neben der Tür zum Hotel an der Wand lehnte, in mein Zimmer.

Dort warf ich mich abgetrieben, zerschlagen, dumpf in einen Sessel und war lange nicht imstande, mich zu sammeln. Endlich verwandelte sich die unbegreifliche Aufregung in das melancholische, trostlose Lauern, das mich seit dem Tode meines Vaters immerfort bedrückte.

Das ganze Haus war still, voll der Verlassenheit unbewohnter Räume. Zwei Zimmer weiter von mir hörte ich durch die dünnen Wände das greise, vibrierende Summsingen einer weiblichen Stimme aufklingen: ‚Ach, nur einmal in meinem ganzen Leben,‘ ein altes sentimentales Lied. Es war wohl die betagte Frau des alten Sachsen, die da sang. Mir klang es wie der ratlose Laut der Angst,

und mit meiner Beherrschung war es vollkommen vorbei. Ich bog mich zum Fenster hin, nahm meinen Kopf in beide Hände und, gegen Tränen ankämpfend, murmelte ich: ‚Wo mag mein Vater sein?‘ Dabei fühlte ich mich voll einer steten, wie glasigen Klarheit, meine Sinne wachten gespannt, wie in einer unbeschreiblichen Transparenz.

In diesem Augenblick vernahm ich das leise, dumpfe Brummen einer vorsichtig bewegten großen Tür. Männliche, feste Schritte gingen den unteren Flur hin und stiegen die Treppe zu dem Korridor herauf, auf dem mein Zimmer lag. Zuerst dachte ich, es sei der Hausdiener, der, mit seinem trägen Träumen an der Wand zu Ende gekommen, wieder an die Arbeit gehe. Aber der Rhythmus der Schritte, die Art, wie sich die Füße entschieden aufsetzten, mutete mich vertraut an. Ich richtete mich im Sessel auf und lauschte hinaus, wo der Gang des Unbekannten sich unverweilt auf den Matten näherte und vor meinem Zimmer einen Moment hielt. Dann sah ich, wie die Klinke leise niedergedrückt wurde. Die Tür öffnete sich einen Spalt, und mein Vater, mein Vater streckte den Kopf herein. Sein Gesicht war heiter und trug die Züge der Schalkhaftigkeit, wie ich es aus meiner frühen Jugend, den sonnigen Tagen unseres Wohlergehens an ihm gewohnt war, wenn sein Wesen in Freude aufblühte. So sah er mich einen tiefen Blick lang an, nickte mir ermunternd und verweisend zu und verschwand.

Nicht mit einem Hauch meiner Seele war ich zu einer Frage versucht worden. Alles hatte sich mit wundersamer Selbstverständlichkeit ereignet. Wie Staub war alles Lasten auf meinem Gemüt, alle Kümmernis über das Schicksal meines Vaters, alle Schwermut weggeblasen, die mich wegen der letzten Aussichtslosigkeit alles Lebens gepackt hatte. Mein Vater erschien mir wohlgeborgen, und ich selbst hatte ein Gefühl, daß mein Dasein in aller Zukunft sicher münde.

Mit einem tiefen, befreiten Atemzuge erhob ich mich von meinem Sitz am Fenster, lehnte die Stirn an die Scheiben und schaute in glückvoller Erschütterung auf das Meer von Ligurien und die bunte Küste hinunter, wo an

Nervi, Bogliasco und Recco ein letzter abendlicher Lichtschein vorüberstrich, sich vor Genua vom Lande löste, langsam und verzagt ins Meer hinauswandelte und dort in den stumpfen Wassern versank.

Seit jenem Abende, meine Herren, frage ich nicht mehr nach dem Sinn des Lebens. Die Welt wird mir tiefer, von weiterher als von meinem Leben erleuchtet, und ich fühle mich nicht mehr von meinem Willen allein gelenkt.

Ich bin sicher, daß mein Begreifen nicht vom Wissen kommt und das Glück eines Menschen mit Wohlergehen und Erfolg nichts zu tun hat, sondern nur im Einswerden mit jener unnennbaren Macht besteht, die das Tiefste unseres Wesens bildet und vor der zugleich Zeit und Raum, mein Ich und alle anderen nichts sind, als Kreislein auf einem Teich."

Als Florian Brustat geendet hatte, saßen die Zuhörer, der Amtsrichter Wiese, der Schuldirektor Leutner und der Bürgermeister Mustol lange still ergriffen.

Sie wagten nicht nach dem Forscher hinüberzusehen, der im eifervollen Erzählen des Schlusses seines geheimnisvollen Erlebnisses mit seinem Stuhl etwas abseits gekommen war und fast in der Mitte des Weges saß, der am Rasenplatz hinführte, auf dem der Tisch stand.

Der Bogen des späten Nachthimmels war nicht zu sehen. Es lag ungestaltete und schwere Finsternis um alles und über ihnen, und die drei Männer schauten betroffen in diese trostlose Schwärze hinauf, als hielten sie es für möglich, daß irgendein Schimmer daraus hervordringe oder vorüberschleiche, der eine Wirkung jener Tiefen war, die ihnen die Erzählung des Forschers eben geöffnet hatte.

Dann, wie nach stiller Übereinkunft, stand die Gesellschaft auf, bewegte sich stumm dem Ausgangspförtchen zu und verabschiedete sich schweigend.

Die Schächte rundum schnarchten, hoch in der Luft surrte es wie der behutsame Flug eherner Vogelschwärme, und die Fördermaschinen klapperten wie die Hufe trabender Pferde, die auf einer harten Landstraße getrieben werden und nicht vom Flecke kommen; aber alles war angeweht von dem Geisterhauche der nahen Mitternacht.

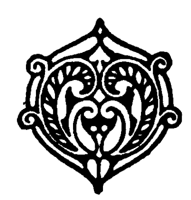
Jean Jacques

Von

Tim Klein

Heute trägt Paris den Hochzeitsschleier,
Und der Frühling, ein galanter Freier,
Streut ihm Veilchen vor die seidnen Füße,
Und sein Atem haucht verliebte Grüße;
Liebegirrend wie die junge Taube
Tanzt es unterm hellen ersten Laube.
Aus der weichen Lüfte Blütenschauern
Schreitet Rousseau nach den dunklen Mauern,
Wo die unbekannten Toten säumen,
Diesen Traum der Wonne mitzuträumen;
Wo sie warten, ob ein Aug' sie kenne,
Oder sie ein Mund beim Namen nenne.
Ein erhabnes Siegel auf den Stirnen
Tragen diese Männer, diese Dirnen:
Feierliche Totenangesichter —
Ohne Kläger alle, ohne Richter.
Und es kommt kein Freund, der um sie wüßte,
Keine Seele kommt, die sie vermißte.
Schläfrig wendet sich der Leichenbüttel
Nach dem Greis im rauhen Wollenkittel.
Rousseau läßt von einem zu dem andern
Unstet hastend seine Augen wandern.
Einer Leiche beugt er sich entgegen,
Während seine Lippen sich bewegen:
„Wärest du mein Sohn, — der Aufgeschwemmte,
Der im aufgeriss'nen roten Hemde?

Hätt' ich dich einst über Bord geschleudert,
Als ich gegen die Natur gemeutert?
Da ich mich zum Ruhm begann zu rüsten,
Sogst du Laster an des Elends Brüsten?
Während ich mein Pfauenrad entfaltet,
Irrtest du, ein Auswurf, mißgestaltet
An der Seele, — wälztest dich im Schlamme
Dieser Babel, aller Sünden Amme?
Oder hast du als ein Sklav' erduldet
Alle Striemen, die die Not verschuldet,
Bis du müd geschunden niederknicktest
Und dem fremden Vater Flüche schicktest?
Weggeworfen, ewiglich verschollen,
Wenn ich dich auch hätte rufen wollen!
Aber oft hab' ich dich rufen hören:
Aus der Nachtgespenster grausen Chören
Stieg empor dein Stimmchen, markdurchdringend,
Wirre Worte weinend oder singend. — —
Wunde, Wunde tausendmal geschlossen,
Immer ist dir heimlich Blut entflossen;
Wehrlos steh' ich vor dem ewigen Rächer,
Held und Memme, Heiliger und Schächer!"
— „Betet ihr für einen dieser Armen?" —
— „Ja, mein Herr, ich bete um Erbarmen." —
Und er stieg hinauf ins Lenzgedränge,
Grüßend teilte sich vor ihm die Menge.



Moderne Musiker

Von S. H. Kallenberg

Wie einst im 16. und 17. Jahrhundert Italien, so gibt seit Beethoven Deutschland in der Musik den Ton an. Bis heute, und heute wohl mehr denn jemals. Denn zu Beethovens Zeiten spukte das italienische Kunstideal noch ganz gewaltig in deutschen Köpfen herum, nicht gerade zum Heile der deutschen Musik. Es gelang eigentlich erst der ungeheuern, rücksichtslosen Energie Richard Wagners, jener den ihr gebührenden Platz im Rate der Völker zu erobern, den Platz, welchen zu beanspruchen sie schon im Zeitalter Bachs das Recht hatte.

Deutschland barg vom frühesten Mittelalter an außerordentliche musikalische Kräfte in seinem Volk. In ursprünglich naiver Weise gelangten diese im Volksgesang, im Madrigal und im Choral zum Durchbruch, dann aber in jenen genialen Einzelerscheinungen, die der deutschen Musik vor der Musik aller andern Länder den ausschlaggebenden und unbestrittenen Vorrang für alle Zeiten sicherten.

Nehmen wir die Summe aller großen Musiker von Bach bis zu unsrer Zeit, so ergeben sich für den Rückwärtsschauenden vier Musikperioden: Die Blütezeit der protestantischen Kirchenmusik, in Schütz, Bach und Händel verkörpert. Die sogenannte klassische Periode, zu welcher wir Haydn, Gluck, Mozart und Beethoven zählen. Als Träger der romantischen Periode gelten Schubert, Weber, Mendelssohn, Chopin und Schumann. Das moderne Musikleben nahm seinen Ausgang von Richard Wagner. Unter seinem Schatten stehen heute noch Strauß und Pfitzner; Reger, und der am weitesten links stehende Arnold Schönberg sind Erscheinungen, die gänzlich außerhalb des Wagnertums ihre besondere Individualität behaupten.

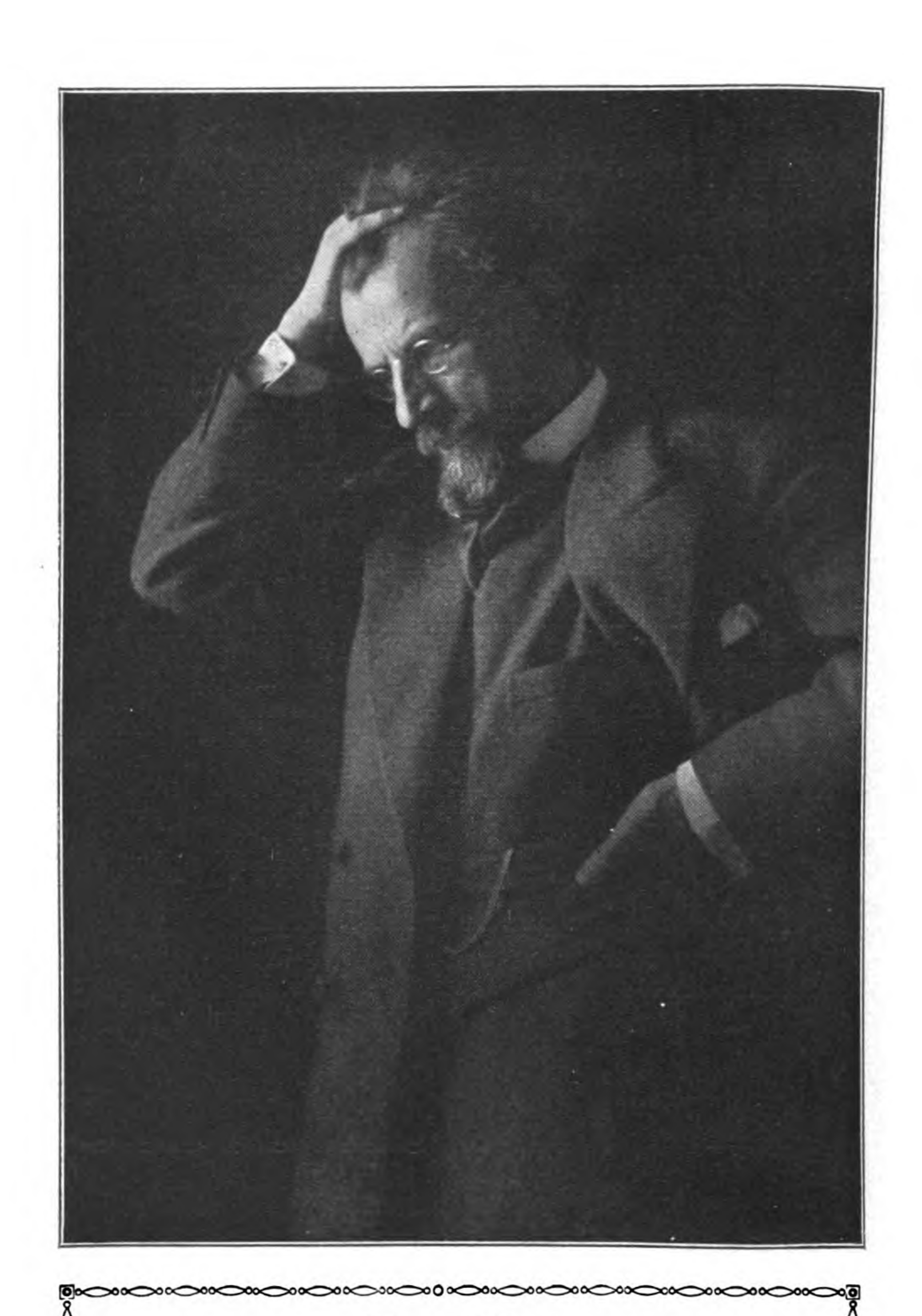
Es dürfte nun vielleicht nicht ganz ohne Wert und Interesse, und angesichts der Verwirrung, mit der viele

der modernen Musik überhaupt gegenüberstehn, sogar notwendig sein, die Wesenseigentümlichkeiten jener vier bekanntesten Komponisten unserer Zeit klarzulegen, soweit dies überhaupt dem noch Lebenden und einer in ihrer Entwicklung noch nicht abgeschlossenen Persönlichkeit gegenüber möglich ist. Tun wir dies, dann werden wir sehn, mit welch' starken Wurzeln die Musik der Gegenwart, trotz allen Fortschrittes und trotz aller scheinbaren Exzentrizitäten, mit den musikalischen Epochen vergangener Zeiten verwachsen ist. Daß dies der Fall ist, kann aber nur als günstiges Zeichen für ihre Lebensfähigkeit und ihren Zukunftswert angesehen werden. Wurzelecht: das heißt einen Stammbaum haben; je tiefer der zurückreicht, desto besser. —

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, dürfte Max Reger, der unlängst Verstorbene, die stärkste Begabung sein. Seine Kunst greift am weitesten in die deutsche Vergangenheit zurück, bis auf Bach. Auch der Einfluß Brahms' ist namentlich in seinen größeren Kammermusikwerken unverkennbar, aber nicht eigentlich bestimmend und charakterisierend. Bestimmend wirkte auf Reger nur die Formwelt Bachs. Sie gab seiner ganzen Musik die Richtung, sowohl was den Stoff als auch das geistige Gesicht seiner Werke betrifft. Regers Lieblingsinstrument war die Orgel, für die er seine schönste Musik schrieb, die herrlichen Choralphantasien. Seine Lieblingsform war die Fuge, die fast in allen seinen Kompositionen den jeweiligen Abschluß bildet. Seine Thematik beruht noch ganz auf dem alten Prinzip der Durcharbeitung im Bachschen, also polyphonen Sinne. Eigentümlich ist oft Regers Motivbildung: in den letzten Sätzen meist etwas kurzatmig, von sprunghaftem Charakter, in den langsamen Teilen dagegen breit ausholend oder, religiös empfunden, in choralartiger Form einherschreitend. Den stärksten Widerspruch und das meiste Befremden erregte jedoch die Art seines harmonisch-modulatorischen Stils, der fast ununterbrochene, an ein Kaleidoskop erinnernde Wechsel des tonartlichen Gewandes, in welches Reger seine Gedanken kleidete. Aber gerade in dieser so ganz besonders gefärbten Sprache unterschied sich Reger von anderen Schaffenden. Diese Sprache bedeutet seine besondere Eigenart und



Max Reger
Aufnahme von Theo Schafgans in Bonn



Hans Pfitzner
Aufnahme aus der Werkstatt für photographische Bildniskunst von Eduard Birlo in Straßburg i. E.

ist als solche zu werten. Jedoch sind dies schließlich alles Äußerlichkeiten. Was diese Erscheinung für die Musik so wertvoll macht, ist ihr Inneres, der starke und tiefe Hintergrund, den wir aus all seinen Werken herausfühlen können. Reger war, ganz im Gegensatz zum Charakter seiner Zeit, ein Phantast, ein Grübler; ein Schaffender, dem, wie z. B. auch Pfitzner, die Musik eine Religion ist, der man sich nur mit Inbrunst, ja mit Ekstase hingeben soll. Und überallhin greift dieses Mannes unerschöpfliche Phantasie; keine musikalische Kunstgattung, die nicht von seiner genialen Produktivität befruchtet worden wäre, und kein Gefühlsreich, in dem Reger nicht heimisch wäre; kein Stoff, sei er religiöser, romantischer oder programmatischer Art, den er nicht der Notwendigkeit seines Schaffens unterworfen hätte.

In ein verhältnismäßig kurzes Leben hat der Künstler, gleich manchen seiner musikalischen Ahnen, eine außerordentlich hohe Zahl von Werken gedrängt, eine Schöpferkraft entfaltet, die sicher dem Zwang einer Ahnung davon unterworfen war, daß ihm das Schicksal nur eine kurze Frist zugedacht hatte, dem künstlerischen Ausdruck zu geben, was in seinem Innern nach Gestaltung rang. Regers letzte Werke sind uns noch unbekannt, jedoch darf es wohl als sicher gelten, daß er den Höhepunkt seines Schaffens schon vor längerer Zeit überschritten hatte.

Seine Werteinschätzung, besonders in den musikalischen Laienkreisen, läßt auch heute noch im allgemeinen tieferes Verständnis vermissen, während ihm seltsamerweise die ausübende Künstlerschaft schon sehr früh willige Gefolgschaft leistete. Im Vergleich zu manch Anderen kam jedoch Reger früh zur Anerkennung, und mit Beweisen dafür hat die Mitwelt dem Künstler gegenüber nicht gekargt. So durfte Reger immerhin in seinem kurzen Leben an Ruhe und äußeren Ehren auskosten, was anders gearteten Naturen in einem länger bemessenen Dasein nur langsam und tropfenweise zufällt.

Im Verlag von Schott in Mainz wird binnen kurzem eine Gesamtausgabe der Regerschen Werke erscheinen. In dieser Ausgabe wird auch des Meisters Bearbeitung des

Bachschen Wohltemparierten Klaviers aufgenommen sein, die den Schlußstein von Regers Schaffen bildet. Denn Reger war auch ein großer Künstler auf dem Klavier, seine außerordentliche persönliche Vortragskunst wird jedem, der sie genießen durfte, unvergeßlich sein. Wir hoffen, daß, wenn Regers Lebenswerk abgeschlossen vor Augen liegt und kein künstlerisches Parteigezänk das Urteil auch der an sich Unbefangenen zu trüben vermag, diese große Kleinkunst in ihrem ganzen Wert gewürdigt werden wird als die Kunst eines ehrlichen, großen, deutschen Musikers.

In einem schon angedeuteten Sinn ist auch Hans Pfitzner ein Geistesverwandter Regers. Kein Kind unserer so durchaus nur praktische Ziele verfolgenden Zeit, sondern ein Träumer und Hellseher, weich und sensibel, seinem ganzen Empfinden nach Romantiker, aber aus der Wagnerschen Schule. Denn Pfitzner ist, ganz im Gegensatz zu Reger, dem jedes Bühnentalent zu fehlen scheint, ein Dramatiker. Nach Wagner gab er uns das Höchste und Schönste, was das Theater zu geben vermag, keinen Bluff, keine Brutalität, sondern tiefes, umfassendes Menschentum. Was Pfitzner auch Schönes und Reizvolles in seiner Kammermusik, in seinen Liedern schrieb, den eigentlichen Kern seines bisherigen Schaffens bilden doch die beiden großen Musikdramen: „Der arme Heinrich" und „Die Rose vom Liebesgarten". (Der Komponist arbeitet gegenwärtig an einem neuen Bühnenwerk „Paläſtrina", das noch in diesem Jahr vollendet werden dürfte.)

Ein Träumer und ein Dramatiker, wie reimt sich das? Pfitzner ist kein Dramatiker vom Schlage Bizets oder der neueren Italiener, es kommt ihm nicht darauf an, theatralische Wirkungen auszulösen und den Hörer durch Handlung in Atem zu versetzen. Pfitzner ist vor allem Symboliker. Was dahinter steckt, das ist ihm das Wesentliche. Er ist nicht nur in Hinsicht seines musikalischen Stils, seiner Orchesterbehandlung ein Nachfolger Wagners, sondern vor allem auch in bezug auf die stoffliche Welt seiner Bühnenwerke. Durch alle Wagnerschen Opern zieht sich wie ein roter Faden der Erlösungsgedanke; das gleiche Motiv, Erlösung durch Liebe, sehen wir als Triebfeder der Handlung

im „Armen Heinrich“ und in „Die Rose vom Liebesgarten“. Wie Pfitzner aber das Symbol musikalisch behandelt, ist im höchsten Grade, trotz vieler Längen, dramatisch. Wir möchten sagen, im „inneren Sinn“ dramatisch. Das Wesen des Dramas ist immer die Tragik. Im „Armen Heinrich“ ist der tragische Konflikt so furchtbar, so atembeklemmend, daß wir nicht aus dem Traum und dem Bann des Bühnenvorgangs herauskommen. Was uns aber in diesen unheimlichen Kreis zwingt, ist die Größe der Musik, einer Musik, die dem Schmerz, ja jedem angeschlagenen Affekt bis an die Grenze der Ausdrucksmöglichkeit zu folgen vermag.

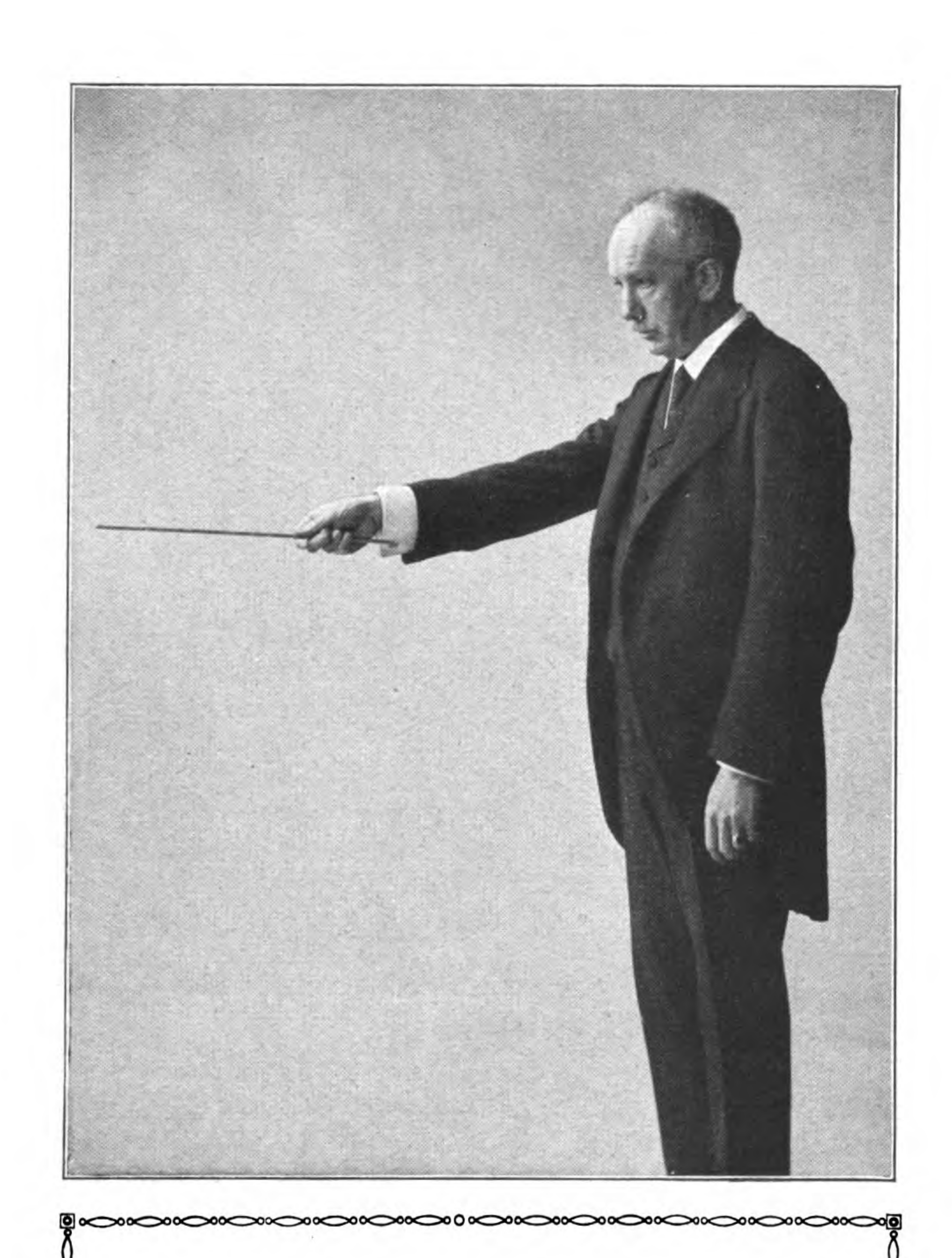
Vollkommen symbolischer Art ist die Handlung in „Die Rose vom Liebesgarten“. Der Frühling überwindet den Winter, die Liebe den Tod. Auch hier innere Dramatik, allerdings von einer fast auf das Elementare zurückgehenden Einfachheit. Wer von Pfitzner bühnendramatische Wirkungen erwartet, kommt nicht auf seine Rechnung, und so ist seine ganz in einer gewissen Gefühlsschwelgerei aufgehende Musik nicht jedermanns Sache. Die beiden Pfitznerschen Hauptwerke gehören ihrem ganzen Wesen nach in die gleiche Welt, aus der heraus Beethoven seinen „Fidelio“ schrieb. Auch Fidelio ist keine Oper etwa von der Schlagkraft der Mozartschen Opern; trotzdem genießen wir sie, wie wir eine Perle genießen von seltsamer, aber nicht herkömmlicher Schönheit. Von diesem Standpunkt aus müssen wir auch den „Armen Heinrich“ und „Die Rose vom Liebesgarten“ aufnehmen: als abseits von der Heerstraße stehende Schöpfungen eines genialen Künstlers. —

Den ein Weltbild zu umfassen suchenden Romantiker Pfitzner steht als vollkommener Antipode **Richard Strauß** gegenüber, der musikalische Spiegel unserer modernen Kultur. Ursprünglich auch, gleich Pfitzner, von der Romantik, von Mendelssohn und Schumann befruchtet, geriet Strauß jedoch sehr bald in das Fahrwasser der Wagner-Lisztschen Kunstgrundsätze, ob zu seinem und unserm Heile, sei dahinzustellen. Strauß' Frühwerke, seine eben von den genannten Komponisten beeinflußten Kammermusikwerke, die Violin- und Cello-Sonate, ein Violinkonzert, ein Klavierquartett, die Bläsersuite in B Dur, „Wanderers Sturmlied“ für sechs-

stimmigen Chor weisen ein solches Ebenmaß der Form und eine solche innere Harmonie auf, daß man geneigt ist, Strauß' gänzliches Aufgehen in die Programmusik zu bedauern. Es ist nun einmal so, daß wir die unabhängig gestaltende absolute Musik als höchste Kunstform empfinden. Andererseits wurde allerdings die schon von Berlioz und Liszt als einzig mögliche und allein als fortschrittlich geartet angesehene Form der Programmusik durch das Genie Strauß' auf eine ungeahnte Höhe geführt. Diese aus romanischem Geist heraus geborenen, glanz- und farbensprühenden Tondichtungen, diese mit überlegendstem Humor und durchaus mit reifster, schärfster Technik ausgestalteten Szenen aus dem Jahrmarkt des Lebens dürften für alle Zeiten Hauptwerke ihrer Gattung bleiben.

Die Gefolgschaft Wagners wurde Strauß erst in seinen Opern verhängnisvoll; vom Guntram bis zur Salome ist das Wesen oder besser Unwesen des Leitmotivs, Wagners schlimmster Irrtum, zu finden, ja sogar in der reizvollen, anmuterfüllten musikalischen Komödie „Der Rosenkavalier" spukt Wagners Geist.

Trotz alledem ist und bleibt Strauß von all denen, welche durch das Genie des Bayreuther Meisters geblendet wurden, einer der Größten, eine Erscheinung, die durch das Ritterliche und Draufgängerische seines ganzen Wesens stets gewinnend berühren muß. Strauß ist als Künstler durchaus Kosmopolit, weshalb er dem Ausland als Typus für die Entwicklung gilt, welche die deutsche Musik seit Wagner genommen hat. Ein erstaunlicher Techniker, verblüfft er stets durch das glanzvolle, harmonisch eigenartige Gewand seiner Musik. Wer freilich in der Musik wahrhafte Tiefe und Innerlichkeit sucht, wird von Strauß stets wieder enttäuscht sich abwenden. Gerade für uns Deutsche gibt er uns zu wenig D e u t s c h e s, vor allem gar keine Naivität, einen Hauptzug deutschen Wesens. Nur durch die Sinfonia domestica weht eine behagliche Luft deutschen Biedermeiertums, und noch wärmer wirkt Strauß als Liederkomponist. „Ich trage meine Minne", „Traum durch die Dämmerung", „Morgen", „An meinen Sohn", die „Schlichten Weisen" sind Perlen moderner Lyrik, denen außer den Gesängen



Richard Strauß
Aufnahme von Wilhelm Willinger in Berlin



Arnold Schönberg
Aufnahme von Karl Schenker in Berlin-Charlottenburg

Hugo Wolfs kaum etwas anderes dieser Art an die Seite gesetzt werden dürfte. Bei einer ästhetischen Würdigung der Straußschen Kunst kann überhaupt der starke lyrische Einschlag derselben, die Melodiefreudigkeit des Komponisten gar nicht genug hervorgehoben und betont werden. Harmonisch eigenartig sind ja heute viele; aber wer außer Strauß vermag solch einschmeichelnd süße Weisen, solch leicht beschwingte Rhythmen — Nietzsche hätte seine helle Freude daran! — und in solch reizvoller Instrumentierung zu schreiben, wie wir sie im „Rosenkavalier" und in der „Ariadne" immer wieder mit Entzücken hören und genießen? Man hat gerade die letztgenannten Werke mit Mozart verglichen. Ja, man könnte an Mozart denken, wenn nicht eben der höchste Gott aller großen Kunst, der Schmerz, Strauß ferngeblieben wäre. Die Mozartsche Melodie ist voll von verhaltener Schwermut; die des modernen Meisters bei aller Sinnlichkeit und trotz echter, warmer Empfindung immer ein wenig äußerlich, immer ein wenig Kulisse, auf keinen Fall ins Herz greifend.

Die Akten über das Lebenswerk dieses großzügigen Komponisten sind noch nicht geschlossen. Das Ballett „Die Josephslegende", Text wiederum von Hofmannsthal, hat zwar kurz vor dem Kriege seine Uraufführung in Paris erlebt, welcher Art nun dieser neueste Strauß ist, ist den deutschen Hörern aber noch nicht bekannt. Nur eins wäre zu bedauern, wenn Strauß allzusehr auf die flache Linie geraten würde. Denn so schön auch die Tänze im „Rosenkavalier" sind, so ist es schließlich doch nicht die Aufgabe eines ganz großen Musikers, seinen künstlerischen Furor in die Ehe mit Terpsichore oder Surrogaten der Kunst zu zwingen. Von dem eben Fünfzigjährigen würden wir gerne wieder eine große Tat sehen! —

Wenn die Welt geglaubt hatte, die harmonischen Kühnheiten von Straußens Salome und Elektra wären das Letzte und Äußerste, was wir überhaupt auf diesem Gebiet der Musik zu erwarten haben, dann hatte sie sich ganz gewaltig getäuscht. Der Schlachtruf vorm Kriege war: Umwertung aller Werte! Und das nicht nur in der bildenden, sondern auch in der luftigen Kunst der Musik. Wir haben nicht nur

einen malerischen, sondern auch einen musikalischen Futurismus. Wir wissen seit dem Franzosen Debussy, daß es auch einen „malerisch-musikalischen Futurismus" gibt. Jedoch die Fortschrittsmusik, von der wir jetzt zum Schlusse sprechen wollen, hat außer einigen harmonischen Eigentümlichkeiten (Ganztonleiter) im Grunde mit der modernen französischen Musik nichts gemein. Diese bleibt ja immer am Äußerlichen haften, wie sie in der Musik jetzt alles auf Farbe stellt. Der deutsche Futurismus dagegen ist weit ernsthafter zu nehmen, da er in die Tiefe geht und ganz mit allem zu brechen scheint, was in formtechnischer Hinsicht bisher als selbstverständlich galt: die Mehrsätzigkeit der symphonischen Form wird zur Einsätzigkeit; die alte Schablone der Sonate, Haupt- und Durchführungsteil, verschwindet, an deren Stelle tritt das Prinzip einer Themen-Entwicklung und Themen-Umbildung. Für den Laien nun weit schwieriger zu verstehen ist die Verschiebung des harmonischen Bildes. Was seinerzeit in der Wagnerschen Musik die Gemüter erregte, die akkordlichen Neuheiten, das ist heute Kinderspiel gegen die Klangkombinationen, die moderne Musiker ihre Hörer aufzunehmen zwingen. Vor mir liegt die Kammersymphonie Arnold Schönbergs, der vielleicht dem einen oder andern Leser als Mittelpunkt eines Konzertskandals in Erinnerung ist. Die in Berlin, Leipzig und London aufgeführte einsätzige Kammersymphonie ist des Komponisten letztes Werk und erregte überall Befremden und Ablehnung.

Aus sehr begreiflichen Gründen. Die Harmonie, wie man sie bisher verstand, ein aus zwei, drei oder vier übereinander aufgebauten Terzen bestehender Zusammenklang, ist in diesem Werk fast gänzlich ausgeschaltet; statt der vertikalen herrscht die horizontale Linie, das musikalische Nacheinander, eine Polyphonie, die nicht mehr nach den herkömmlichen Begriffen des Wohlklangs, sondern aus einem auf ganz neue Ziele gerichteten und vorderhand fremd anmutenden künstlerischen Willen und Bewußtsein heraus geboren ist. Die Anfänge zu dieser Schreibweise, zu dieser der Bachschen, der Regerschen und Straußschen ganz entgegengesetzten Polyphonie können wir schon in Schönbergs

Streichsextett „Verklärte Nacht" und in den Klavierstücken Opus 11 finden. Letztere wirken, ebenso wie die Gurrelieder und das Melodram Pierrot du Lunaire, mehr harmonisch verblüffend. Ob die gegensätzliche Vielstimmigkeit der Kammersymphonie nun die absichtlich aus der kontrastierenden Harmonie der früheren Werke gezogene Formel ist, wissen wir nicht. Der Fall Schönberg ist so schwierig, weil er ein reines Problem darstellt. Mit Lächerlichmachen und abtuender Zunftweisheit ist hier nichts getan. Schönberg ist ein Suchender, Ringender, ein Kämpfer und Märtyrer seiner Kunst. Er ist kein Harmonischer, sondern ein Gequälter und Zerrissener, der nicht mehr auf dem alten Wege fortgehen konnte, sondern unbekanntes Land betreten mußte. Denn auch dieser Wiener, ein Geistesverwandter Gustav Mahlers, kommt von den wohlbekannten Straßen des Klassizismus. Das verraten seine Lieder, sein Streichquartett; ja sogar die allerdings schon vor zehn Jahren geschaffenen Gurrelieder, nach dem wundervollen Zyklus J. P. Jakobsens, gaben durchaus nicht so rücksichtslos allen Zusammenhang mit Früherem auf, als man nach dem ersten Hören glauben möchte. Es ist dies besonders zu betonen, weil die zünftige Kritik diesen Komponisten am liebsten als ein wildes Reis am Baum der Kunst, als eine wurzellose Erscheinung ohne künstlerische Disziplin und Schulung hinstellen möchte. Schönberg hat so gut und so viel gearbeitet wie ein anderer, nur allerdings ohne Scheuklappen vor den Augen und ohne anerzogene Vorurteile. Wer Schönberg verstehen will in seinen Absichten und Zielen, lese vielleicht seine Harmonielehre, besonders die geradezu mustergültige Vorrede zu diesem geistvollen Werk. Man muß es sich einstweilen überhaupt versagen, diesen Komponisten einer bestimmten Wertschätzung zu unterwerfen. Ob es sich hier wirklich um große, allgemein Menschliches gebende Kunst oder vielleicht nur um eine Manier, ein Temperament handelt, das kann allein die Zukunft lehren. Eine Gefahr besteht bei Schönbergs Musik: sie verführt unklare, unselbständige Köpfe leicht zur Nachahmung. So lange unser Ohr noch nicht auf die neuen Klangkombinationen eingestellt ist, wie sie besonders durch rücksichtslos

geführte polyphone Linien entstehen oder durch scheinbar aller harmonischen Logik ins Gesicht schlagende Akkordzusammenstellungen, so lange wirken derartige Kühnheiten nur unter ganz besonderen Umständen erträglich. Erscheint es nur interessant, wie es bei Nachahmern gewöhnlich der Fall, dann ist es Mache. Quinteakkorden, Ganztonleitern usw. zu schreiben, ist ja so leicht. Diese neuen Werte bekommen erst Leben und Daseinsberechtigung, wenn sie die Notwendigkeit, ein schöpferisches Muß gebiert. Wir glauben, daß Schönberg ein vom Dämon Besessener ist. Anderseits wollen wir niemand überreden, etwas zu lieben und zu genießen, was ihm nicht gefällt. Was wir wollen und woran uns im Interesse der Kunst gelegen, das ist Verständnis, guten Willen oder zum mindesten Duldung hervorzurufen für die Schöpfer moderner Kunst, seien sie nun geartet wie immer. —

Für eine Kunst zu leben ist stets mehr oder weniger Märtyrertum. Früher, zu Bachs, Beethovens, Mozarts und Schuberts Zeit war es ein doppeltes Märtyrertum, ein seelisches und in noch höherem Grade ein physisches Leiden. Mit letzterem ist es seit Wagner, dem Rächer vielen Unrechts, etwas erträglicher geworden. Immerhin ist auch heute noch der Pfad, den die Schaffenden gehen müssen, eng und schmal und reichlich mit Dornen, selten aber mit Rosen umkränzt. Um jedoch auf den ästhetischen Boden zurückzukehren, so ist unsere Meinung, daß es mit der heutigen Musik durchaus nicht so schlimm, so hoffnungslos und so rein problematisch bestellt ist, als es von vielen behauptet wird und für viele den Anschein hat. Unsere Zeit ist so quellend und fruchtbar, daß es eine Freude ist, in ihr zu leben. Aber selbst angenommen, daß schöpferische Geister wie Reger, Strauß, Pfitzner und die noch wie Schönberg ganz Unverstandenen vielleicht keine beherrschenden, in die Zukunft weisenden Erscheinungen sind, daß ihr Schaffen mehr epigonaler oder embryonaler Art ist, selbst dann, in diesem ungünstigsten Falle, dürften sie Beweis genug sein, daß Deutschland auch heute noch die stärksten musikalischen Werte in die Linie stellt, die ein Volk überhaupt hervorzubringen vermag.



Johann Harper mit seiner Gattin
Gemälde von Antoine Pesne
Im Besitz des deutschen Kaisers

Das unbekümmerte Lachen

Von

Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Der eine schießt, was irgend läuft und flattert,
Und macht sich auch noch nachts mit Draht zu tun,
Sein Jagdrevier hält mächtig er umgattert,
Und ein Schuß drüben läßt ihn nicht mehr ruhn,
Vor jeden Einsprung sät er leckren Klee,
Und Tag und Nacht sucht er nach neuer Finte,
Wie er dem Nachbarn Hase, Huhn und Reh
Abködern könnte für die eigne Flinte,
Und immer sinnt sein schlaflos gier'ger Neid
Dem drüben das gebrannte Herzeleid.

Der stapft weitbeinig hin durch sein Revier
Und ahnt gar nicht, daß andre soviel denken,
Nur um ihn recht zu schädigen und zu kränken,
Denn er denkt nicht mal: ‚Wie du mir, ich dir!' —
Und als er jüngst auf seiner Leiter saß,
Der Hasen närrisch Liebesspielen machte
Ihm so unbändigen Spaß,
Daß er die Flinte auf den Knien vergaß
Und plötzlich laut und unbekümmert lachte, —
Ja, als im selben Augenblick ein Schuß
Von drüben her, beinah durch seine Leiter,
Dem Liebeslustspiel gab Tragödienschluß, —
Er lachte laut und unbekümmert weiter ...!

Den andern stach dies Lachen wie ein Dorn!
Erst dachte er: ‚Das wird ihm angekreidet!'
Doch machtlos fand er plötzlich seinen Zorn,
Und wochenlang war ihm die Jagd verleidet.

Die Wage

Novelle von Anselma Heine

„Ihr Auge sieht die goldne Wage nun der Zeit
In gleichen Schalen stille ruhn.“ Mörike.

Grün und dunkel stand der Wald im Harztälchen vor den kahlen Schlackenbergen der Artelstötterschen Eisenhütte, die ihr Hämmern und das Blinklicht ihrer Metalle weit hinaus sandte in die duftende Stille. Abends, wenn die Sonne schräg stand, liefen rote Teufelchen den Weg entlang, der durch den Wald zum Dorfe führt. Das waren die Jungen des Tals, die auf der Hütte arbeiteten. Ihre eisenstaubbedeckten Kittelchen leuchteten, wenn sie so von Moosstamm zu Moosstamm hüpften, den altersdürren Ästen in ihre vergrauten Bärte griffen und dann in allerlei Gerinseln abwärtstrollten, sich allmählich in den einzelnen schindelgedeckten Hütten der Schluchten verlierend. Sommers war es dann, als liefen Flammen durch Gehölz und Buschwerk. Im Winter aber sah es aus, als flösse Blut über den Schnee hin, einzelne wilde Tropfen da und dort verspritzend.

Seitlings vom Dorfe auf einem Hügel lag das Haus des Direktors. Da stand auf dem wagehalsigen, kleinen Balkon jeden Abend eine hübsche junge Frau, die Hand über die Augen gelegt, sah die Teufelchen springen und freute sich, weil nun gleich auch ihr Mann erscheinen würde da unten auf dem schmalen Wege. Und er würde den Kopf heben, hinauf schauen zu ihr und winken.

Im ersten Jahre ihrer Ehe stand Frau Artelstötter allein da oben, im zweiten hatte sie ein Kindchen im Arm, dem zeigte sie den Vater und ließ es jauchzen.

Es war ein helles warmes Glück zwischen den dreien. Und Maria Artelstötter bewegte sich so gleichmütig froh zwischen ihren beiden Männern, dem werdenden und dem gewordenen, daß sie den Lauf der Jahre gar nicht spürte.

Und der kleine Eberhard Artelstötter, den man „Ebi" nannte, war ihr noch der pflegebedürftige Säugling, als er längst schon jeden Morgen mit dem elterlichen Automobil nach Nordhausen ins Gymnasium fuhr; der große Eberhard Artelstötter aber, „Ehr" genannt, immer noch der feurige Bräutigam und zugleich feste Mann, der wirbt, führt und sorgt.

Beide blieben sie auch wirklich so! Auch noch, als der junge Eberhard Siebzehn wurde und der Vater davon sprach, ihn in die Kapkolonie nach Johannisburg zu bringen, damit er dort in einem befreundeten großen Handelshause das Überseegeschäft kennen lernen und sich womöglich darin festsetzen könne.

Die kleine Frau jammerte. Ihr Kind sollte sie hergeben? Auf fünf Jahre? Ihren kleinen süßen Ebi hergeben, gerade jetzt, da er aus der Schule war und sie endlich wieder etwas von ihm haben konnte?

Aber Ebi strahlte. Er würde die Welt sehen, er würde ein Mann werden.

Da machte sich Maria Artelstötter an die Arbeit. Sie kaufte und nähte. Sie stickte eigenhändig jeden Namen in die Tropenwäsche und zuletzt legte sie allerhand Liebes zwischen die Gebrauchssachen, damit er Freude hätte. Sie schrieb ihm reinlich alles auf, was sie ihm mitgab und hatte zu schaffen, bis zur Stunde der Abreise. Erst als sie in Nordhausen voneinander Abschied nahmen, fiel es ihr aufs Herz, daß ja auch der große Eberhard jetzt von ihr gehe, wenn auch nur auf Wochen. Und es war ihr arg, daß sie ihn ganz vernachlässigt hatte über dem Sohne. Sie dachte, als sie heimfuhr, mehr an ihn als an den Kleinen.

Das war im Frühjahr 1914.

Nach der Abreise ging Maria Artelstötter in ihrem Hause umher wie eine Heimatlose. Sie verstand nicht, sich zu beschäftigen, weil sie nicht wußte für wen? Nachts konnte sie nicht schlafen, weil sie fror. Jeden Abend stand sie noch gewohnheitsmäßig auf dem wagehalsigen, kleinen Balkon und streckte die Hand ins Leere, die sonst die Schulter des Sohnes gefaßt hatte, wenn sie Ausschau hielt nach ihrem Manne. Den ganzen Sommer stand sie so.

Aus Johannisburg bekam sie gute, zärtliche Briefe. Ihre beiden Eberhards waren glücklich angelangt, hatten alles aufs angenehmste und nützlichste getroffen und hatten sie lieb.

Als dann der Krieg aufdrohte, sah sie von ihrem geleerten Nest da oben verwundert und seltsam gleichgültig hinunter auf das Brodeln und das beginnende Waffenblitzen im Tal. Ihr war, als gehe sie das alles nichts recht an. Sogar konnte sie, ganz im Verstohlenen und ein wenig schamvoll, vor sich hinlachen: ‚Meine beiden sind geborgen.'

Aber dann kam England. Ihre beiden Männer wurden interniert. Aus dem Gefangenenlager schrieben sie, so oft und was ihnen die Zensur erlaubte; gefaßte, manchmal humoristische Briefe. „Sie hätten es nicht schlecht," schrieben sie und „sie freuten sich aufs Wiedersehen, wenn dieser Krieg erst einmal zu Ende sei".

Aber der dauerte, dauerte.

Die kleine Frau Artelstötter ging umher wie ein Gespenst. Sie wäre aus Achtlosigkeit Hungers gestorben, hätte ihre brave, alte Dienerin Amanda sie nicht gepflegt und versorgt. Manchmal fiel es ihr auch selber ein: Sie wollte hübsch aussehen, wenn ihr Mann zurückkam und nicht altern, damit Ebi eine noch junge Mutter vorfände nach den fünf Jahren. Dann tat sie ihrem Körper Gutes, so sehr sie konnte, aber das angstvoll ratlose Seelchen, das in ihr flatterte, verdarb alle Sorgfalt.

Frau Artelstötter erhielt jede zweite Woche einen Brief, einmal vom Manne, einmal vom Sohn. Die letzten Nachrichten waren nicht gut. Ihr Mann hatte Fieber bekommen. Der Brief war, wie alle, vorsichtig gehalten, aber man konnte deutlich genug zwischen den Zeilen lesen. Es fehlte an Ärzten, an Medikamenten, an Pflege. Auch der Brief des Sohnes, der vierzehn Tage später folgte, klang gedrückt wie nie, völlig mutlos. Dem Vater gehe es wieder gut, schrieb er, aber die Mutter glaubte ihm nicht. Verstört sandte sie Briefe und Telegramme. Keine Antwort. Als auch der nächste fällige Brief ausblieb, telegraphierte sie an den amerikanischen Konsul dort, dessen Schutz die

Deutschen unterstellt waren. Hierauf erhielt sie Antwort. Fünf kurze Worte: „Eberhard Artelstötter am Typhus gestorben!"

Nun wußte sie!

Sie zog sich schwarze Kleider an und setzte sich vor das Ebenholzkästchen, in dem sie seine Briefe und Photographien bewahrte. Wie ein kleiner Sarg sah es aus. Und einen anderen Sarg hatte sie ja nicht. Nichts, nichts. Das war das Unverständliche: er war tot und eigentlich war nichts verändert. Nichts, als eben, daß sie wußte, er sei tot. Kein Körper, den man greifen, über dem man weinen konnte, kein Begräbnis zu bestellen, nichts, gar nichts. Alles war nur in einem selbst. Und dann fiel ihr ein, sie hatte ihm nicht einmal ordentlich Adieu gesagt, als er wegging. Das schien ihr nun das Ärgste von allem.

Sie setzte sich an den Tisch und schrieb an ihn, lange, glühende Briefe. Liebesbriefe. Alles, was sie ihm hätte sagen sollen, da er noch lebte. Aber da war alles so selbstverständlich gewesen zwischen ihnen, man hatte nicht besonders darüber zu sprechen oder nachzudenken brauchen. Und man hatte ja auch immer geglaubt, noch Zeit zu haben für alles. Morgen. Übers Jahr.

Nun schrieb sie. Sie fand Worte, die sie nie gekannt hatte, vor denen sie sich schämte, wie sie auf dem Papier standen. Und sie hatte dabei eine dunkle, machtvolle Empfindung, als müsse einer, dem man solche heiße Worte sagte, gar nicht wirklich tot sein können. Aber das hielt nicht an.

Und dann schrieb sie ein Wort, vor dem sie schauderte, als sie es sah. Da stand es: ‚Witwe'. Eine Witwe! Immer hatte sie eine solche Scheu gehabt vor dem Wort. So etwas unaussprechlich Elendes lag darin. Nun war sie selber eine. Auf sich selbst gestellt. Ganz allein. Immer allein.

Aber sie hatte ja noch ihren Jungen. Für Ebi mußte sie jetzt leben. Tag und Nacht wollte sie ihn pflegen, für ihn sorgen, wenn er erst da war. Und wenn er älter wurde, wollte sie ihm ein Frau suchen, die ihn liebte.

Maria Artelstötter wickelte sich fester in ihr schwarzes Tuch. Sie dachte daran, wie sonderbar es sei, daß nun

niemand mehr da war, der weiß, daß sie jung gewesen ist. Sie stand auf. Gab es denn wirklich gar nichts hier zu tun für ihren Toten? Da fiel ihr ein: Man mußte Anzeigen verschicken. Ganz eifrig machte sie eine Liste von den Leuten, an die man senden sollte, und dann setzte sie die Anzeige selber auf, bemüht, die Form zu treffen, in der „Ehr" das getan haben würde. Es lag eine Art Beruhigung in dieser Arbeit. So, als stehe er dabei und lobe sie.

Als sie fertig war, ging sie in die Küche zu Amanda, ihr alles zu zeigen. Denn in ihrem einsamen Leben war die treue Alte ihr eine Freundin geworden.

Sie öffnete die Tür. Es war schon winterdunkel, das Herdfeuer leuchtete und hellte. Das alte Mädchen saß am Tisch in sonderbarer Haltung. Frau Artelstötter trat näher. Da sah sie einen kleinen bunten Ball, der ihrem Jungen einmal gehört hatte, seine Pferdeleine mit Glöckchen, seine Soldaten, ein Fausthandschühchen, Kugeln, Schachteldörfer und Hühnerhöfe — all sein Spielzeug.

„Was machst du denn da?" fragte sie verwundert.

Die Alte fuhr herum. Auf einmal riß sie ihre Schürze in die Höhe, versteckte ihr Gesicht darin und stieß einen hohen, singenden Ton aus, ganz lang. „Mein Kleiner ist tot, mein Ebi!" schrie sie.

„Der Kleine?" Alles in ihr stockte. „Ja, aber wie — Du willst doch nicht, Amanda — Ja, willst du sagen, daß mein Mann — noch lebt?"

„Ebi, mein Ebi," schluchzte die Alte.

Maria nahm mit Fingern, die ungefügig hin- und herfuhren, das Telegramm des Konsuls aus ihrer Tasche: „Eberhard Artelstötter. Ja ... ja ... beide heißen sie ja Eberhard."

Sie nahm Ebis Brief, den sie noch immer bei sich trug. Sie las: „Papa geht es wieder gut. Hier regnet es. Bei uns zu Hause muß jetzt wundervoller Schnee gefallen sein. Alles weiß. Ist auch mein Rodelschlitten noch heil? Aber egal, wer weiß, ob man dies alles jemals wiedersieht!"

Dieser letzte Satz war ausgestrichen, aber heute, jetzt, konnte die Mutter ihn trotzdem entziffern. Dann kam: „Dieser Brief ist dumm, aber man läßt mir keine Zeit zu

einem neuen. Ich habe gerade tolle Kopfschmerzen. Vater raucht schon wieder. Dein Sohn Eberhard."

Die Alte hatte mit hineingelesen. „Nicht wahr?" sagte sie mit vor Schmerz bebender Stimme. „Und wie ihm die Hand gezittert hat." Und wieder stieß sie diesen ungebärdig hohen Ton aus, der wie ein Singen klang.

Maria starrte sie an. Es lag etwas Ursprüngliches und Wildes in diesem Schmerz, das sie unbedingt überzeugte. „Also, Ebi ist gestorben," sagte sie langsam, so wie ein Kind eine Aufgabe sagt. „Schrecklich, schrecklich."

Sie setzte sich auf die Eimerbank, weil es so schwarz wurde um sie herum. Sie weinte. Zum erstenmal, seit sie des Telegramm erhielt. Amanda wischte sich ihr altes Gesicht, das ganz von Tränen überströmt war, mit der Schürze ab.

„Man darf nicht so weinen," sagte sie dabei. „Man stört dem Toten seine Ruhe im Grabe."

Maria nahm das bunte Bällchen in die Hand. Sie schüttelte den Kopf. „Das kann doch gar nicht sein."

„Von zwei Dingen ist immer das schlimmste wahr," sagte Amanda aus ihrem eigenen Gedankengang heraus.

Maria sah sie aufmerksam an.

Sie ging ins Zimmer zurück, öffnete die Balkontür und trat hinaus. Es war die Stunde der roten Teufelchen. Wie ein Strom von Blut lief es über den Schnee ins Tal hinab, da und dort einzelne wilde Tropfen verspritzend.

Und wie sie da stand, kein greifbares Zeichen des Todes neben sich, keinen toten Körper und keinen Sarg, nicht Totenkränze, alles nur in ihr und ihrem Wissen, da schien es ihr immer mehr und mehr, als sei das Schicksal von Mann und Sohn in ihre Hand gelegt, und sie erst habe zu entscheiden, wer tot sein solle und wer leben. Und so gräßlich war diese Wahl, daß der Tod selbst und alles, was er ihr bringen sollte, davor zurücktrat wie etwas Belangloses.

Ihr Mann, ihr Junge! Sie versuchte abzuwägen, schamvoll erschreckt, wenn eine der Schalen höher schnellte, weil sie auf die andere mehr Liebe gelegt hatte.

‚Immer das Schlimmste kommt,' hatte Amanda gesagt. Was war für sie das Schlimmste?

‚Das Kind!‘ glaubte sie in diesem Augenblick. ‚Ihr Einziger. Ihre Zukunft.‘ Sie stöhnte. ‚Wenn sie wirklich den verloren hätte!‘ Sie rang die Hände. Nein, nein, das war nicht, das konnte nicht sein!

Aber, wenn Ebi lebte — dann — Nein, ihren Mann konnte sie nicht hergeben! Sie stöhnte vor Qual.

Und dann fing es von neuem an: ‚Ihr Mann, ihr Junge!‘ Einer war ihr freigegeben. Der, den sie am deutlichsten vor sich sah, wenn sie die Augen schloß, machte sie aus. Sie preßte die Augen zu und versuchte, sich vorzustellen, wer wohl da zur Türe hereinkommen würde, und wie. Der würde es sein, der blieb leben. Aber nun wußte sie nicht einmal mehr, was für eine Stimme Ebi hatte, nur sein Lachen. Und die Stimme ihres Mannes. Beides verschwamm ineinander. Bald glaubte sie, es sei Ehr, bald Ebi. Immer den aber, den sie gerade tot meinte, liebte sie am leidenschaftlichsten. Dabei kam eine fieberhafte Klarsicht in ihr auf, daß sie abwechselnd jeden in seinem ganzen Wert und in allen Tiefen erkannte, wie nie vorher, da sie am Leben waren. Ebi in seiner frischen, kraftvollen und reinen Jugend, die sich herb beisammenhielt, und ihren Mann in all der stillen Lauterkeit und Schönheit seines Wesens, über dem er sein breites, gemütliches Leben getragen hatte wie einen Schild.

Sie trat ins Zimmer zurück. Amanda hatte dort den Tisch gedeckt und wieder abgedeckt. Sie brachte ihre Herrin jetzt zu Bett. Da lag Maria Artelstötter die ganze Nacht mit offenen Augen und fror, weil sie allein war. War es eine Stunde? Ein Tag? Ein Jahr? ‚Mein Mann, mein Kleiner.‘ Sie fühlte schon nichts mehr dabei. Nur ihr Hirn kreiselte rundum mit diesen Worten, unbarmherzig von der Finsternis gepeitscht.

Gegen Morgen tat sich sehr leise die Türe auf, und ihr Mann trat ein. Er sagte nicht, wo er gewesen sei, und sie wagte nicht zu fragen. Sie verstand, daß da ein schweres Geheimnis war. Sie rückte nur ein wenig beiseite, ihm Platz zu machen. Aber er blieb am Fenster. Als er sich umdrehte, war es Ebi. Sie hatte ihn nur nicht gleich erkannt, weil er jetzt einen Bart trug. Aber dann war es

nur ihr dunkles Kleid, das da am Fensterriegel hing. Zugleich läutete unten im Werk die Arbeitsglocke. Das gab ihr einen Ruck und machte sie hartwach.

Sie richtete sich in die Höhe und riß die Augen auf. ‚Das darf nicht sein. So geht es nicht weiter.' Sonst, wenn endlich wirklich einer ihr zurückkam, fand er sie im Irrenhaus vor!

Sie stand auf, nahm den Notizblock, der auf dem Nachttisch an ihrem Bett lag, weil ihr oft in der Nacht die wichtigsten Besorgungen einfielen, und schrieb darauf eine Depesche. „An den amerikanischen Konsul in Johannisburg: Ist Vater oder Sohn Artelstötter tot?" Sie klingelte, Amanda zu wecken. Sie sollte sobald als möglich hinunter nach der Dorfpost gehen und telegraphieren. Dann legte sie sich wieder hin. Sie hatte ja jetzt nur abzuwarten. ‚Abwarten, abwarten,' sagte sie sich, ‚schlafen.' Und verlor auch wirklich tröstlich ein gut Stück ihres Bewußtseins. Mit großer Behutsamkeit wälzte sie sich immer so, daß das Gräßliche, das da an ihrem Bett lauerte, sie nicht anrühren und wecken konnte. Sie wollte sich um keinen Preis schon jetzt ermuntern und erinnern. Schlafen, abwarten. Aber auch jetzt noch riß es an ihr: ‚Mein Mann, mein Kleiner. Mit jeder Minute wurde es qualvoller.

Sie lag noch, als Amanda hereinkam und ihr sagte, es sei Besuch da, Herr Klockmann.

Herr Klockmann war der zweite Direktor des Werkes unten. Maria begriff sofort. „Er weiß es! Hat er etwas gesagt?" Amanda schüttelte den Kopf.

Im Besuchszimmer saß Herr Klockmann, schwarz gekleidet, sehr verlegen. Wie sollte er es der kleinen Frau beibringen? Es war so eine glückliche Ehe gewesen zwischen den beiden.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Als die Frau hereintrat, schossen ihm Tränen in die Augen, so klein und jammervoll sah sie aus. „Sie haben vielleicht schon erfahren —?" Sie blickte zu ihm auf, das Flehen eines Schlachttiers in den Augen. Ihre Stimme gehorchte ihr nicht, sie konnte nur warten. Und da sagte er es auch schon: „Ihr Mann ist gestorben, das Handels-

haus in Johannisburg hat es uns geschrieben. Der Brief ist durch das Rote Kreuz in —" Sie hörte es nicht mehr „Gott sei Dank!" schrie sie und warf sich in einen Stuhl.

Herr Klockmann hörte auf zu reden. Er starrte sie an. Seine Miene wurde streng. Er verbeugte sich. „Haben die Frau Direktor sonst noch irgend etwas anzuordnen?"

„Nein, nichts, nichts, ich will schon selber alles — Danke!" Sie streckte ihm die Hand hin und atmete tief auf.

Herr Klockmann nahm seinen Hut. „Ich freue mich, Sie so gefaßt zu sehen, gnädige Frau." Draußen erzählte er allen Leuten die Enttäuschung, die er an der hübschen. kleinen Frau erlebt hatte. „Ja, der Krieg, der Krieg. Ich bin froh, daß ich nicht geheiratet habe!"

Maria Artelstötter stand strack und gerade mitten in der Stube. Sie hörte Amanda, die an der Tür gelauscht hatte, draußen laut weinen. Und sie fühlte gut, daß darin ein Tadel für sie liegen sollte, für sie, die da stand mit ausgebreiteten Armen wie eine Glückliche. So, wie eben eine arme Seele stehen mag, die aus dem Fegefeuer erlöst wurde. „Mein Ebi," sagte Maria Artelstötter innig. Als müsse sie es sich von ihm verzeihen lassen, daß sie den Toten soviel stärker liebte. Und sich's jetzt gestand. Immer noch hielt sie die Hände offen vor sich hin; zwei Schalen, von denen die eine überfloß von Trauer und Liebe, die andere von tapferen Schwüren und von Hoffnung.

Erinnerung

Die schlanken Rispen, die so schwer betauten,
Erstanden, wie aus silbergrauem Meere.
Des Steppengütchens lange niedre Bauten
Sahn mit verschlafnen Fenstern in die Leere.
Der Kuß des Morgens traf die flache Erde.
Frühwache Schnitter wanderten in Scharen.
Die Hirten bändigten die Mutterpferde
Mit Worten, die wie Veilchenketten waren.

Frida Schanz

Die Eleganz als Weltanschauung

Von Paul Zifferer-Wien

Jede Zeit hat ihre Ideale, das Ideal unserer Zeit — der Zeit vor dem Kriege — war die Eleganz. Und auch der Krieg hat gerade an diesem Ideal, mit dem er doch so vollständig im Widerspruch zu stehen scheint, nicht eben viel geändert. Man muß nur den Begriff der Eleganz richtig fassen. Die meisten Leute glauben, sie verstünden sich auf diese Kunst, wie es gar viele gibt, die sich für Dichter halten oder die Dichtkunst für ein ganz Leichtes, allen Gemeinsames ansehen, weil ihr zur Ausdrucksform die Sprache dient, die jeder von Geburt an zu besitzen wähnt. Doch Eleganz ist Schönheit, die man erobern muß. Durchsichtig leicht steht sie aus, aber hinter ihr stehen Mühe und Arbeit. Sie verführt wie eine Sünde und ist eine Tugend. Darum erstreben sie sie alle, darum wird sie nur wenigen zuteil. Sie dünkt müheloser Besitz und bleibt immer ein Verdienst, sie scheint angeboren, und man erwirbt sie nur in guten Kinderstuben. Ihr Name klingt weich und weiblich, aber sie ist im Grunde genommen eine harte, männliche Eigenschaft.

Frauen wollen schön sein ganz ohne Verdienst, sie wollen in die Bewunderung ringsum blicken wie in einen Spiegel; ihre Schönheit verlangt, daß man sie bemerke. Eleganz aber muß auf den Schultern ruhen wie ein unsichtbarer Königsmantel. Sie ist immer etwas Echtes, man darf ihrer Gegenwart kaum bewußt werden. Sie hat nichts Schmetterndes, Sieghaftes. Sie will nicht strahlen und glänzen; nur was man in Wirklichkeit nicht ist, muß man immer wieder betonen. Die Eleganz tritt gerne einen Schritt zurück, bittet um Verzeihung, gibt vor, etwas Selbstverständliches, allen Gemeinsames zu sein. Die Schönheit begehrt, die Eleganz verzichtet; sie ist eine Rechtfertigung, sie ist ein Programm, sie ist eine Weltanschauung.

Der elegante Mensch gehört einer Brüderschaft an, einer geheimen Brüderschaft der Einsamen, die sich durch kleine unmerkbare Zeichen erkennen. Auch die Trappisten sind eine Brüderschaft der Einsamen. Ihr Gruß lautet: ‚Memento mori!' Für den eleganten Menschen sollte der Gruß gelten: ‚Memento vivere!'

Man ist so leicht geneigt, den eleganten Menschen mit dem Gentleman zu verwechseln. Der Gentleman ist das Ideal der englischen Kultur: der Mensch als gut geölte Maschine, ohne Panne, der tut was nötig ist mit dem geringsten Kraftaufwand, leidenschaftslos und nüchtern, der sich nicht gerne duelliert, aber jeden, der seine Kreise stört, brutal mit einem Faustschlag zu Boden streckt. Der Gentleman hat keine Meinung, keine Überzeugung, er ist das Rad in einem sehr präzisen Uhrwerk, sein Tun und Lassen wird von der augenblicklich herrschenden gesellschaftlichen Moral bestimmt, er ist immer fertig und bereit. Für den Gentleman gibt es keine Überraschung, und er sollte eigentlich immer gestreifte und karierte Anzüge tragen; das ganze Leben ist für ihn ‚rastriert'. Er sitzt in der fremden Überzeugung gefangen wie in einem Futteral.

Der Gentleman kennt keine große Bewegung, alles an ihm ist eng und beschränkt, er weiß im Leben Bescheid wie ein Richter in seinem Gesetzbuch. Der Gentleman verirrt sich niemals und tut niemals zuviel, alle Handlung ist ihm zugemessen wie eine Medizin.

Der Gentleman ist ein Mensch ohne Phantasie, der elegante Mensch aber lebt in der Phantasie. Den Gentleman trifft man stets in einer Riege, den eleganten Menschen allein. Der Gentleman lebt mit dem Staat, in dem Staat, der elegante Mensch lebt gegen den Staat, außerhalb des Staates. Der Gentleman kommt aus der Kultur der Masse, der elegante Mensch schafft sich allein Kultur. Sein Tun und Lassen wird nicht von der Meinung der anderen bestimmt, er folgt nicht umständlichen Gesetzen und gar keiner Überlegung, sondern nur seiner Eingebung, die ihn leitet, wie ein Kompaß.

Denkt man an die Wahlverwandtschaft, die zwei Menschen wie zwei Elemente zusammenführt, als folgten sie

einem inneren Zwange, einer Bestimmung, so könnte man die Eleganz etwa eine Wahlaristokratie nennen, nicht als ob man vornehm zu werden vermöchte nach freier Wahl, wohl aber, weil man zur Eleganz bestimmt und berufen ist. Der Begründer jedes starken Geschlechts kam aus der Niederung. Es ist besser Ahnherr, als Erbe zu sein.

Die Eleganz ist oder war vor dem Kriege das Ideal der Zeit, wie sie einstmals den Römern als erstrebenswertes Ziel galt. Wenn wir von Eleganz sprechen, denken wir zuerst an das Kleid. In Rom war vor allem elegant, wer klar und korrekt zu reden verstand. Die Römer legten Wert auf den geordneten Faltenwurf ihrer Sprache wie auf den ihrer Toga. Der breite Purpurstreifen schied einen Sulla vom gemeinen Volke, die Eleganz des Wortes aber hob Seneca aus einer fremden niedrigen Herkunft, gab ihm Macht über den stolzen Knaben Nero.

In den Schulen Roms bildete Eleganz den einzigen Unterrichtsgegenstand; derselbe Rhythmus sollte den menschlichen Körper, die menschliche Rede, den Staat und die Legionen beherrschen, die weit über den Erdball zogen, und das ganze römische Reich. Das römische Recht, diese Bibel des Egoismus, wie Heinrich Heine sie nennt, erweist sich noch heute als das eleganteste Recht der Welt. Es ist knapp und scharf geprägt, ohne Wehleidigkeit, und niemals kleinlich: minima non curat praetor.

Elegant war der Luxus der Römer, der kostbare Perlen in einem Glas Wein auflöste: zu einem flüchtigen Geschmack, einem Duft. Und vielleicht ist Eleganz überhaupt nichts anderes, als eine Kostbarkeit, die in Duft aufgelöst wird.

Die Knoblauch essenden Griechen verstanden sich auf alle Künste, nur auf die letzte nicht, die Kunst der Künste: das Leben. Die Griechen waren niemals elegant, die Römer waren es. Die Griechen vermochten den Mythos zu bilden, den Traum zu schildern, die Tragik eines göttlichen Schicksals, aber sie haben nie das Leben erzählt, wie Tacitus es erzählt, Tacitus, der eleganteste Schriftsteller der Alten Welt.

Zwischen der Eleganz der alten Roma und unserer Eleganz liegt viel andere verschüttete Größe: das Christen-

tum, das sich vom Leben abwendet, die Renaissance, die sich wild und zügellos des Lebens wieder bemächtigt, maßlos, ruhelos; das Jahrhundert des Sonnenkönigs, wo das Leben der vornehmen Welt von Versailles aus bestimmt wird, wo es keine eleganten Menschen, sondern nur Höflinge und Schranzen gibt; dann das 18. Jahrhundert, in dem man das Leben mit zierlichen Ranken und Schnörkeln versieht oder willkürlich verschneidet, wie die Laubbäume in den Alleen der Gärten.

Es gab das Ideal der weißen Lilie und des Panache, der dreifarbigen Kokarde und der tönenden Dreieinigkeit: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Es gab das Ideal der napoleonischen Adler, die im Eis der Beresina zersplitterten. Es gab das Ideal des Bourgeois gentilhomme und des Gentilhomme bourgeois, dessen Wahrzeichen der rote Schirm Louis Philipps war. Es gab das Ideal der Romantik und der Aufklärung, des Wahrheitshungers und der Lüge.

Aber alle diese Ideale waren bleischwer, hoben sich nicht von der Erde, oder sie wollten an einem Tag den Himmel erobern. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, die Leichtigkeit des Fliegens zu erlernen, das Schweben zwischen Himmel und Erde. Unsere Zeit hat die kleinen zwerghaften Motoren gebaut, die stärker sind als die stärksten Riesen der Heldensage und doch zugleich so leicht, daß sie auf einem schlanken Aeroplan Platz finden. Unsere Zeit hat die U-Boote erfunden, die den Kampf mit jedem plumpen Panzerkreuzer aufnehmen. Unsere Zeit hat Millionen von Menschen einem Willen unterstellt, der blitzschnell über die knisternden Drähte hinzuckt. Verwöhnte, zarte, umschmeichelte Menschen treten aus ihrem Beruf, aus ihrer Freiheit, wollen jetzt nur gehorchen; gehen hin und sterben für eine Idee — lautlos, ohne ein Wort der Klage. Das Ideal unserer Zeit ist doch die Eleganz.

⌘ ⌘ ⌘

Vor dem Kriege gab es Menschen, die glaubten, man bekomme die Eleganz beim Schneider zu kaufen, man brauche sie nur nach Maß zu bestellen. Doch der Schneider kann nur die Mode geben, nicht die Eleganz. Mode und

Eleganz stehen einander feindselig gegenüber. Die Mode ist treulos; was sie gestern noch liebte, verachtet sie heute als ihre Vergangenheit. Darum sind ihr die Frauen so unbedingt ergeben; weil sie nämlich deren Launen zu erraten scheint. Die Wünsche einer Zeit knittern der Mode die Falten. Die Eleganz aber wurzelt in der Vergangenheit, als Aristokratin mißtraut sie dem Neuen. Sie folgt der Mode nur widerstrebend und bleibt stets ernst und gemessen. Wo sie die Oberhand gewinnt, löscht sie alle Farben aus wie flimmernde Lichter, die ihr Auge beleidigen. Steif und gravitätisch, schwarz und düster schreitet die Herrenmode einher, als trauere sie um ihre eigene verlorene Pracht.

Es gibt Menschen, denen ihre Kleider am besten gefallen, wenn sie gerade vom Schneider kommen. Wer jedoch elegant sein will, muß immer so aussehen, daß man gar nicht an den Schneider denkt. Man muß den Eindruck haben, daß die Kleider auf den Schultern ihres Trägers gewachsen seien, daß sie ihm stets gehörten. Um die Dinge, die uns fremd sind, zu besitzen, genügt es nicht, sie zu bezahlen; man muß um sie werben, muß sie erobern, sich zu eigen machen.

Ganz schmal ist das Reich geworden, in dem die Mode gebietet. Eine kleine Schweifung des Hutes, flachgedrückte Manschetten, Röcke, die man bald hoch, bald gar nicht schließen kann, ganz schmale oder ganz breite, seidene Klappen, einen Kragen aus Samt statt aus Tuch, das sind die ganzen Requisiten ihrer Herrlichkeit. Es gibt Menschen, die es für besonders vornehm halten, schon des Nachmittags Abendkleidung anzulegen oder im Hochgebirge Lackschuhe zu tragen. Elegant aber ist es, nicht das beste Stück aus dem Kasten zu holen, sondern jeweils das passendste. Es ist kein Zweifel, daß sich jeder unfehlbar lächerlich machen müßte, der es jetzt versuchen wollte, mit prunkenden Kleidern elegant zu scheinen. Nur Feldgrau ist jetzt wahrhaft vornehm. Je zerknitterter eine Uniform ist, je deutlicher sie die Spuren des Kampfes und der Entbehrung aufweist, umso eleganter ist sie. Wie eine Fahne an Adel gewinnt, wenn feindliche Kugeln ihr Kleid zerfetzt haben.

Eifersüchtig wacht die Mode über ihre letzten Hoheitsrechte. Sie verlangt von ihren Untertanen blinden Gehorsam. Sie vergißt, daß diese Untertanen treulos sind gleich ihr, daß sie übertreiben, vorauseilen, daß sie jede Mode schon verraten, gerade im Augenblick, wo diese erst den Thron besteigt. Ihre Feindin Eleganz aber wird nun zu ihrer Beschützerin. Wenn einmal die Mode zur Herrschaft gelangt ist, bilden ihre leisesten Wünsche für die vornehme Welt Gesetz. Die Eleganz ist ein wenig pedantisch. Und dies scheint der wesentliche Unterschied zwischen Geckentum und zwischen Eleganz: die der Mode huldigen, ändern ihre Kleidung, um sich zu unterscheiden; die Eleganten, um nicht aufzufallen.

Das gibt ein seltsames Wechselspiel! Am Ende muß sich die Mode doch wieder nach der Eleganz richten, will sie zur Geltung kommen. Wenn es vornehm ist, aus dem vollen zu schöpfen, darf die Mode nicht knausern. Darum machen sich zuweilen die Seidenklappen auf der Brust der Männer so breit, darum bauschen sich die Rockschöße zu weiten Glocken. Darum ist die vielgeschmähte Schleppe, über die ehemals der Witz so gerne stolperte, bis auf den heutigen Tag das Sinnbild weiblicher Hoheit geblieben; weil in ihr — nach einem Gedanken der Zeit — das Kleid zu sagen scheint: ‚Ich will vom weiblichen Körper so spät wie möglich Abschied nehmen. Ich will dich nicht bloß zur Notdurft, sondern reich, überflüssig bekleiden. Ich will mehr als dein Kleid, ich will dein Gefolge sein ...‘

Aber nicht nur auf das Kleid übt die Eleganz ihren Einfluß aus, sie verändert den ganzen Menschen. Vor Jahrzehnten noch waren nur die Männer angesehen, die sich eines üppigen Vollbartes erfreuten. Auch der Schnurrbart war um so schöner, je länger er sich dehnte und streckte. Man trug ihn wagrecht gezwirbelt, als hätten Reckturner links und rechts ihre Kunststücke zum besten geben sollen, oder über die Mundwinkel trotzig herabgezogen à la Gauloise. Dann war man auch hierin bescheidener geworden, man befreite das Gesicht, ließ das Mienenspiel sehen. Nun wird vielleicht wieder, vom Felde her, der Bart zu Ehren kommen. Früher trug man Masken, wie sich ja auch die



Bei der Toilette
Gemälde von Fritz Westendorp

Kleidung als Tracht und Kostüm gefiel. Wenn einer ins Zimmer trat, wußte man sofort, ob er ein König war oder ein Prinz, oder ein Kaufmann, oder ein Wirt, oder der Führer einer Innung. Früher wollte man sofort erkannt sein, man trug Etiketten nicht anders als die braven Heiligen, denen auf Gemälden kleine Zettel aus dem Munde hingen, mit genauer Angabe ihres Namens und der besonderen Art ihrer Wundertätigkeit.

Der moderne Mensch, der elegante Mensch will unerkannt bleiben. In der Uniform der Kleidung reisen heute König und Vasall inkognito. Der elegante Mensch will keine Etikette tragen und nicht registriert werden, sondern als ein Besonderes und Ganzes erfaßt sein. Er fragt nicht und versteht es, fremden Fragen auszuweichen. Er will, daß man ihn so nehme, wie einen Schauspieler auf der Bühne, den man nach seinem Spiel beurteilt; von dem man soviel erfährt, wie er mitzuteilen gelaunt ist und den man auch nicht fragen kann: Woher kommen Sie, wohin gehen Sie? Doch wohlverstanden: der elegante Mensch wie der gute Schauspieler will sich nicht etwa verstellen, sondern im Gegenteil die Rolle, die ihm das Leben zugewiesen hat, restlos mit seiner Persönlichkeit füllen. Der vornehme Mensch will nicht scheinen, sondern sein.

Es gibt Antlitze, die ganz überstrahlt sind von Vornehmheit, wie es Antlitze gibt, die schon von weitem Laster und Niedrigkeit allerart verraten. Es gibt Leute, die immer schmutzig aussehen, auch wenn sie eben aus dem Bade steigen, und es gibt andere, die sauber und frisch erscheinen, wenn sie nach einer Regennacht aus dem Schützengraben kommen. Ganze Generationen haben sich gleichsam für sie gewaschen: auf Vorrat.

Aber nicht die Augen verraten ein Antlitz: ob es vornehm ist oder gemein. Das Auge selbst ist ein ausdrucksloser, gläserner Stern; nur wie man es öffnet und wie man es schließt und alle die Übergänge zwischen dem Öffnen und Schließen verleihen einem Antlitz seinen Ausdruck. Mehr als durch die Augen wird Vornehmheit durch die Linien des Mundes und der Lippen offenbar, auf denen jedes hübsche Wort und jedes häßliche seine Spur zurück-

zulassen scheinen. Der Mund gemeiner Menschen kennt eigentlich nur die beiden Gegensätze törichten Zornes und beschaulicher Selbstzufriedenheit, das Lachen oder das Weinen. Die Eleganz aber hat das Lächeln erfunden, in dem sich Weinen und Lachen auf halbem Wege begegneten, das zugleich ein Wunsch ist und ein Versprechen, ein Verstehen und ein Verzeihen, ein Überwinden und ein Triumphieren.

☙ ☙ ☙

Früher stellte man ein allgemeines Prinzip der Schönheit auf. Man bestimmte: die Haut muß alabastern sein, von angenehmer müder Blässe, Hände und Füße müssen möglichst klein sein, die Augen möglichst groß, die Haare lang, der Gang wiegend oder federnd. Elegant aber ist es, die Füße und Hände zu besitzen, die zum Körper gehören und nicht wie von einem anderen Körper entliehen sind. Wie häßlich ein großer Mann mit den Füßen eines Kindes! Und Hände gibt's, deren Kleinheit anstößig erscheint und deren Nacktheit wie Schamlosigkeit anmutet. Es gibt ja auch schamlose Lippen, schamlose Kniekehlen und schamlose Nasenlöcher. Und schöne Hände gibt's mit verruchten Daumen, Knöchel, die geizig sind, und geschwollene wie entzündete Handballen, die einen gemeinen und kleinlichen Charakter verraten. Es gibt Finger, die in der Luft trillern, und Finger, die von jedem Gegenstand Besitz ergreifen, den sie berühren, und andere, deren Begegnung eitel Liebkosung ist; es gibt Hände, die heiß und trocken sind, und andere, die sich anfühlen wie die kalte, feuchte Haut einer Kröte. Eine elegante Hand aber ist eine diskrete Hand, die nicht zittert und nicht zum Verräter wird, die ruhig zugreift.

Eleganz ist Bewegung. Es gibt Knaben, die so sehr an Schläge gewöhnt sind, daß sie jedesmal, wenn ein Erwachsener ihnen naht, den Arm wie zum Schutze vor das Gesicht halten. So sind auch die Bewegungen unfreier Menschen, immer zögernd und stockend, immer wie zur Gegenwehr verkrampft. Die Bewegungen des eleganten Menschen aber erscheinen frei und leicht und in einem Zuge; sie fürchten niemals anzustoßen, weil sie noch niemals angestoßen sind. Es gibt Menschen mit einem gemeinen Hals

und einem feigen, gebeugten Nacken, der von Voreltern erzählt, die Lasten trugen. Es gibt Menschen, deren Armut sich im Gang verrät; ihre Füße finden keinen Halt auf der Erde, und man fühlt, daß kein Stückchen Boden ihnen gehört. Der Arme bleibt stets ein Fremder, selbst daheim. Der elegante Mensch stürmt gewiß nicht mit dem Schritt des Eroberers durch die Welt, bescheiden tritt er auf, aber doch so, wie jemand, der mit dem Wege wohl vertraut ist.

Früher verlangte es der gute Ton, ein wenig leidend auszusehen. Es war nötig, daß man eine Kur gebrauchte, irgendeine Kur, daß man etwa zum Mittagessen Milch trank oder alle Kohlenhydrate vermied. Eleganz aber setzt Gesundheit voraus, sie ist das Krongut der Starken. Freilich, Kraft, die ruhmredig mit den Armen herumwirft, kann niemals vornehm sein. Feiste Athleten mit unförmigen Muskeln, die, vor Anstrengung keuchend, klobige Gewichte emporreißen, sehen unfein aus, schlanke Turner hingegen, die gleichsam im Spiele nur ihre schwierigen Künste üben, Hochspringer, die ganz zart auf die Fußspitzen niedergleiten, scheinen die Verkörperung der Eleganz. Die Schwierigkeit darf niemals den Zuschauer beschämen. Damit der Schwächling die Kraft verzeihe, muß ihm die Entschuldigung bleiben: es kommt ja am Ende doch nur auf den Versuch an, es ist ganz leicht ... Bei den gefährlichsten Kunststücken im Zirkus hört die Musik zu spielen auf. Die Akrobaten haben erkannt, daß man ihnen um so lärmender Beifall klatscht, je ruhiger sie sich selber verhalten, und daß die Gefahr lautlos heranschleichen muß, um nach Gebühr zu wirken. Ein Säbel, der rasselt und klirrt, ehe er niederschlägt, bleibt ein plumpes Handwerkzeug.

Die Feinde Deutschlands, die uns Barbaren nennen, bemerken nicht, wie wenig elegant ihre eigene Ruhmredigkeit ist. Es gibt nichts Unvornehmeres als zu schwatzen, wo Handeln allein nottut. Eines Sieges darf man sich kaum rühmen, wenn er schon errungen ist, aber gewiß nicht, bevor man noch überhaupt weiß, ob er einem zufallen wird. Es ist schon gesagt worden: das Symbol dieses Krieges ist die Entgegenstellung des Großkampfschiffes und des Unterseebootes. Kein Zweifel: unser Kampf ist ebenso

elegant, wie der des Hirten David, dessen Schleuder den prahlerischen, schreienden Riesen Goliath fällte.

⌘ ⌘ ⌘

Früher einmal ward die Eleganz von vielen verschmäht und verachtet. Die Künstler schienen ihr abhold, die Freien wollten durch sie nicht unfrei sein; vom Willen anderer abhängig. Nun aber ist man dahinter gekommen, daß jeder seine Eigenart am besten durch die Eleganz verteidigt. Man fügt sich in den gleichgültigen Dingen, um sich in den wesentlichen nicht ablenken zu lassen. Die Eleganz ist gesellschaftliche Notwehr. Sie ist abweisend wie jede Höflichkeit. Man grüßt gerade die Menschen zuerst, mit denen man nicht sprechen will. Man hört zu, um nicht selbst erzählen zu müssen. Man läßt die Meinung anderer gelten, nicht darum etwa, weil man sie teilt, sondern weil man die eigene Ansicht verschweigen möchte, wie eigene Gefühle; aus Schamhaftigkeit. Mitgeteilte Meinungen überzeugen ja nie, sie entblößen nur. Die Eleganz ist ein gut aufgeräumter Salon, in dem man die Fremden empfängt, aber nicht selber wohnt. Die Eleganz ist eine Fassade; die Menge soll nicht ahnen, was hinter ihr vorgeht. Die Eleganz muß glatt sein, damit die Welt an ihr abgleite.

Und doch wird man, ob einer wirklich elegant sei, nicht so leicht im Salon, wie in seinem Wohnzimmer erfahren. Seine Frau wird es beurteilen können oder sein Diener. Denn die höchste Eleganz ist die Eleganz des täglichen Lebens. Das Schlafen und das Wachsein, das manchem viel mehr eine tierische als eine menschliche Übung scheinen mag, erweist sich bei näherer Betrachtung als eine schwierige Kunst. Die meisten Menschen glauben schon genug getan zu haben, wenn sie sich die Unart des Schnarchens abgewöhnen, andere halten es für besonders fein, an Schlaflosigkeit zu leiden. Aber auch Schlaflosigkeit ist häufig nichts anderes als schlechte Erziehung. Jetzt gibt es Leute, deren Schlaf nicht einmal durch platzende Granaten sich stören läßt.

Eleganz heißt Selbstbeherrschung. Wer sich selbst beherrscht, muß auch schlafen können, wenn's an der Zeit ist

zu schlafen. Es gibt Menschen, die ganz verkrüppelt im Bett liegen, die Decke bis zum Kinn hinaufgezogen wie im Krampf, als ob sie noch im Schlaf eine Gefahr witterten. Der elegante Mensch indessen wird seine Glieder in Ruhe lösen. Sie mögen sich befreit nach Herzenslust strecken. Um richtig zu schlafen, muß man sich hingeben, muß man versinken, muß man vergessen können. Gemeine Leute finden nicht die Kraft zum Vergessen; aus Mangel an Phantasie, wie sie auch nicht die Kraft finden, zu vergeben. Sie vermögen es nicht, sich vorzustellen, daß, was geschah, ebensogut nicht hätte geschehen können.

Dem vornehmen Menschen ist das Einschlafen eine Freude wie das Erwachen. Gemeine Menschen behalten immer einen schlechten Geschmack im Munde von ihrem eigenen Handeln wie von den Handlungen der anderen; sie bereuen noch im Traume, während vornehme Menschen wie von einer Melodie getragen einschlafen und mit dem Bewußtsein erwachen, es geschehe ihnen etwas besonders Schönes, Wunderbares. So erklärt sich das Sprichwort von dem guten Gewissen als dem besten Ruhekissen. In sich selbst begründet ist das Glück vornehmer Menschen, das Schöne, das sie erwartet, sobald sie nur erwachen, ist das Leben.

Ein gutes Erwachen ist für den Tag ebenso nötig wie ein guter Ablauf beim Wettrennen. Wenn ein vornehmer Mensch einmal wach ist, zeigt er sich ganz wach, wenn er gegenwärtig ist, ganz gegenwärtig; alles an ihm ist deutlich und klar. Der elegante Mensch vermeidet alle Hast und alles Gedränge, er kennt kein Nebeneinander der Dinge, er betrügt nicht eine Tätigkeit mit der anderen.

Der elegante Mensch weiß immer, was er will. Es gibt für ihn immer nur eine Möglichkeit, die Wahl wird ihm nicht schwer, wir finden ihn stets entschlossen. Gleichwohl erschöpfen seine Taten niemals sein Wesen, sie lassen einen breiten unbeschriebenen Rand frei, tragen fröhliche, unbekümmerte Mienen zur Schau, kommen mitten aus dem Reichtum. Elegant handeln, heißt freiwillig und mühelos handeln. Ein Weiser schreitet nicht die äußersten Grenzen seiner Fähigkeiten ab, erklimmt nur die Gipfel, die er ohne

erhöhten Pulsschlag zu erreichen vermag, ohne Keuchen, gleichsam als täglichen Spaziergang. So fühlt er nie das Zerren der Ketten, die hinter ihm nachschleifen. Elegant erscheint das Außerordentliche nur bei Menschen, denen es nichts Außerordentliches mehr bedeutet.

Früher einmal standen Mühsal und Plage hoch im Wert. Man wollte bei jedem großen Werk das Stöhnen des Schaffenden hören. Man glaubte ein Recht darauf zu besitzen, es gleichsam mit dem Werk gekauft zu haben. Der strebende Mensch war am deutlichsten in der Figur des Faust verkörpert, dem Goethe qualbeladene Schwermut leiht: ‚Habe nun ach Philosophie, Juristerei, Medizin und leider auch Theologie durchaus studiert mit heißem Bemühn.' Und nur um der Mühsal willen wird Faust am Ende von Engelscharen der ewigen Verdammnis entrissen: ‚Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.' Für den neuzeitlichen, für den eleganten Menschen hat die Mühe wenig Anwert. Daß einer an die Galeere geschmiedet ward für Lebenszeit, ist ein Unglück, kein Verdienst; er mag sich dessen nicht rühmen.

Elegant ist es, niemals müde zu sein, niemals geschäftig umherzuirren und über Zeitmangel zu klagen. Der elegante Mensch hat immer Zeit für alles. Wofür er nicht Zeit hat, danach wird er nicht mit gierigen Händen greifen. Der elegante Mensch wird einen Besucher entweder nicht empfangen, oder er wird ihm zeigen, daß er jetzt nur ihm gehöre, nur für ihn da sei. Auch für die Menschen muß man sich einen freien Rand lassen wie für seine Taten. Man muß ihnen Kredit gewähren. Der elegante Mensch verfährt mit seinen Freunden wie der gute Arzt mit seinen Patienten. Er wird nur so viele Freunde haben, als seine Ordinationsstunde zu fassen vermag, und seine Gedanken werden nicht flüchtig und unstet von dem einen zum anderen eilen. Der vornehme Mensch begegnet seinem Nächsten gesammelt und konzentriert; eleganter als reden ist zuhören. Eitle Menschen reden auch dann noch, wenn sie zuhören, sie bereiten ihre Antwort vor, ehe die Frage fiel. Elegante Menschen hören auch dann noch zu, wenn sie selber reden.

Zuhören ist an sich Tätigkeit und Bewegung. Der geniale Tänzer Nijinsky tanzt niemals besser, als wenn er stillesteht und entzückten Auges den schwierigen Pas seiner Partnerin folgt. Zuhören heißt sich hingeben. Unfreie Menschen fürchten immer, sich zu verlieren, sie sind als rechte Geizhälse ängstlich um ihren kleinen erbärmlichen Besitz besorgt, um ihr bißchen Tugend und um ihr bißchen Sünde: um ihr bißchen Gefühl.

⌘ ⌘ ⌘

Die meisten Menschen sind verlegen, wenn sie ihre Hände ruhig im Schoß halten sollen, als ob unsichtbar stets hinter ihnen ein Gefängniswärter mit klirrenden Schlüsseln stünde, der sie zur Arbeit antriebe. Ihre Hände schämen sich, der ruhigen Betrachtung ausgesetzt zu sein, mehr noch als ihr Antlitz. Sie sind nervös und gehetzt, als hätten sie einen geheimen Makel zu verbergen. Nur elegante Menschen verstehen sich auf die Kunst, nichts zu tun. Die Arbeit ist ein Rausch, wie der Alkohol oder die Liebe oder der Kampf. Die meisten Menschen sind nicht selten unerträglich, wenn sie nicht berauscht sind, sie erweisen sich dann leer und hohl, wie umgestoßene Becher. Nur elegante Menschen können sich den Luxus der Nüchternheit erlauben, wie nur die Schönheit sehr schöner Frauen die Probe freistrahlenden Sonnenlichtes zu bestehen vermag.

Die meisten Menschen glauben, die ganze Welt feiere ein Fest, wenn sie selbst nicht arbeiten; sie erkennen nicht das Anmaßliche, das in dieser Auffassung liegt. Nichts ist uneleganter, als eine Ansammlung feiernder Menschen. Selbst ihre Muße hat etwas Mühseliges, Qualvolles; einer strengt sich an, dem anderen zu beweisen, daß er nichts tue. Jeder will seine Freiheit dartun und schleppt diese Freiheit als eine schwere Last und Fessel nach. Nichts ist uneleganter als die Fröhlichkeit, die auf einen bestimmten Tag, auf eine bestimmte Stunde angesetzt ist: erzwungene Freude nach Programm, hinter der gähnend die Langeweile sich verbirgt. Die Freude muß von selbst hervorbrechen, wie an Tagen des Erfolges, wenn alle Häuser auf einmal sich mit bunten Wimpeln und Fahnen schmücken.

Nichts ist uneleganter als ein Großstadt-Sonntag. Man muß da immer an eine große Cooksche Vergnügungsreise denken mit gemeinsamer Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten, gemeinsamer Abfütterung und gemeinsamer Begeisterung für die Kunst und die schöne Natur. Auch die Muße wie die Liebe bekommt etwas Schamloses, wenn man sie öffentlich anzeigt. Und es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man an einem bestimmten Tage das Spazierengehen erlernen könne. Man geht entweder immer spazieren oder niemals. Es gibt Leute, die in der Sonne traurig werden, wie Fische, die an der Luft den Atem verlieren. Es gibt Leute, die auf der Straße stets ein böses Gesicht machen, mitten in der Freude, wie auch im Schlafe und wie vielleicht später im Tode; sie sterben böse wie sie böse gelebt haben.

Übrigens ist jede ‚Festlichkeit' — der Traum mittelmäßiger Köpfe — unelegant. Denn jede angesagte Festlichkeit ist pathetisch, und nichts scheint weniger vornehm als Pathos. Ein eleganter Mensch wird es immer unerträglich finden, sich feiern zu lassen. Einem gewöhnlichen Menschen hingegen kommt jede Handlung, die er betreibt — so gewöhnlich sie ihrem Wesen nach sei — ganz besonders wichtig vor, und er glaubt, jeden kleinen Wendepunkt seines Lebens für die Nachwelt festhalten zu müssen. Es gibt Menschen, die sich niemals in ein Gespräch zu Zweien finden können, sondern immer nur Monologe und Ansprachen halten. Festreden sind aber trostlos fade.

Es gibt auch Menschen, denen jede Mahlzeit eine Festmahlzeit ist. Sie machen großes Wesen aus ihr, lassen die Pfropfen von billigem Schaumwein knallen und trinken ihn aus Kelchgläsern. Der elegante Mensch zieht es vor, edlen Wein in unscheinbaren Gläsern gereicht zu sehen, die sich hinter den anderen Gläsern zu verstecken scheinen.

Es gibt Menschen, die, ohne zu erröten, durch einen großen Saal hin ‚Zahlen!' rufen oder mit ihren Tischgenossen umständliche Abrechnungen pflegen. Ein Gebot der Eleganz aber ist die Geräuschlosigkeit des Geldausgebens. Das Geld ist ein Diener, man darf nicht merken, wenn es kommt, noch wenn es geht. Ein eleganter Mensch

schämt sich, alles gleich bezahlen zu müssen, nicht so sehr um seinetwillen, als um des anderen willen, der Geld für seine Leistung anzunehmen genötigt ist. Ein eleganter Mensch wird so wenig als möglich merken lassen, daß die Dinge einen Wert haben, den man in Zahlen auszudrücken vermag. Der elegante Mensch nimmt was ihm gebührt wie ein Geschenk an und bezahlt heimlich, als ob es sich um eine Liebesgabe handelte.

Der unelegante Mensch will für sein Geld soviel wie nur irgend möglich erreichen. In jedem Ding, das er erwirbt, sollen alle Künste wohnen. Sein Stock soll zugleich ein Regenschirm sein; das Kindermädchen soll französisch und englisch verstehen, nähen und stricken und in der Küche mithelfen; sein Diwan verwandelt sich gelegentlich in ein Klappbett und sein Fauteuil in eine Musikdose: man setzt sich darauf und die Nationalhymne erklingt.

Wenn der unelegante Mensch eine Reise unternimmt, so will er in acht Tagen alle Städte und alle Museen eines ganzen Landes erledigt haben. Und weil ein anderes Land ganz nahe ist, bestimmt er noch schnell zwei Tage für die Sehenswürdigkeiten dieses Nachbargebietes. Der elegante Mensch bleibt acht Tage lang in einer Stadt oder acht Tage in einer andern und denkt gar nicht daran, in beiden Städten auf einmal zu sein. Und er versäumt vielleicht ein wichtiges Museum, weil die Sonne gerade sehr angenehm scheint oder weil irgendwo aus einem Fenster ein hübsches Mädchen den Kopf heraussteckt.

Der elegante Mensch läuft den Dingen nicht nach, sondern nimmt sie so, wie sie sich ihm bieten. Er bewegt sich niemals an den Grenzen seines Vermögens und lebt nicht über seine Verhältnisse. Reichtum ist kaum Voraussetzung, gewiß nicht Sinn der Eleganz. Geld verdienen und Geld ausgeben, Arbeit und Muße sind bei einem vornehmen Manne harmonisch abgestimmt. Er arbeitet, als ob es sich um einen lustigen Sport handele, und seine Muße übt er so, wie er in einer Kutsche Platz nimmt, nicht als ob es zum erstenmal geschähe und als ob niemand vorher in einem Wagen gefahren wäre, sondern als etwas Gewöhnliches, Alltägliches.

Jeder Beruf und jeder Stand hat seine besondere Eleganz. Jeder sieht die Eleganz in seinem Ebenbilde, als seine eigene Vollendung. Ein Soldat spricht von einem eleganten Manöver, wenn es schnell entscheidend — etwa gegen eine Übermacht — zum Ziele führte; ein Chirurg spricht von einer eleganten Operation, wenn sie mühelos gelang, ein Mathematiker von einem eleganten Beweis, wenn dessen Fäden geradeaus zum Resultat laufen, ein Stilist von einem eleganten Satzbau, wenn der so klar ist, daß jedes Kind ihn verstehen mag und wenn doch wohlgeebnete Wege aus ihm fort ins Weite führen.

Unkultivierte Menschen sprechen aneinander vorüber, elegante Menschen aber führen eine Unterhaltung, wie Fechter, die ihre Klingen kreuzen. Klugheit darf sich nicht allzubreit machen, will sie für elegant gelten. Wortwitze sind niemals elegant, sie sehen angestrengt und mühsam aus, und es ist nur dann erlaubt, Geist zu besitzen, wenn dieser Geist den Nebenmenschen nicht beleidigt.

Geist, der Raum beansprucht, ist ein Widerspruch in sich selbst. Wie der heutige Mensch die geschlossene Form in der Musik als eine Flachheit empfindet, so auch in der Unterhaltung. Ein Vorwurf darf nur angedeutet, aber niemals ausgeschöpft werden, ein Einfall, den man verschenkt, muß ungeahnte Möglichkeiten in sich eingekapselt tragen, wie an den Rosen, die man einer geliebten Frau ins Haus bringt, kleine Knospen hängen, die erst am nächsten Tag erblühen.

Geist ist das Gesellschaftskleid des Verstandes. Er bindet der plumpen Überlegung eine artige Maske um. Es ist elegant, die Wahrheit so zu sagen, als ob sie eine Lüge wäre. Es ist elegant, einfach zu sein, aber hinter dieser Einfachheit muß die Erfahrung eines ganzen Lebens stehen. Manchmal sogar ist Geist nichts anderes, als Klugheit, die sich dumm stellt. Es ist elegant, töricht zu sein, aber man muß merken, daß die Torheit geflissentlich auf alle Künste des Verstandes verzichtet hat. Allzulange ist die kristallklare, die reine Vernunft überschätzt worden, jetzt will man empfinden, mit den Sinnen erfassen, will man glauben. Es ist sehr unvornehm, mißtrauisch zu

sein, lieber mag man sich ein klein wenig betrügen lassen; aber der Betrüger muß ahnen, daß man ihm zu mißtrauen verschmäht. Man sieht, in diesem Völkerringen nimmt jeder Teil für sich das Verdienst in Anspruch, betrogen worden zu sein. Man neidet Deutschland die vornehme Rolle des Überfallenen, der an die Wand springt und den Degen zieht.

⌘ ⌘ ⌘

Die Eleganz sieht aus wie Anmaßung und erweist sich als Bescheidenheit. Sie gibt nicht vor, mehr zu sein, als sie wirklich ist, sondern weniger. Vornehme Menschen sind auf einen gedämpften Ton gestimmt, man spricht immer nur mit halber Stimme: mezza voce. Man ist niemals entrüstet, sondern erstaunt, man gebraucht niemals harte Worte, man ist nachsichtig. Man sieht niemals leidend aus, sondern höchstens müde. Man ist niemals schlecht gelaunt, sondern zurückhaltend, niemals zudringlich, sondern liebenswürdig. Aus Bescheidenheit vermeidet man umständliche Erzählungen, schreibt man nur kurze Briefe. Aus Bescheidenheit vergräbt man sein Wissen, nimmt Irrtümer und Fehler auf sich, ist zur Unsachlichkeit entschlossen. Aus Bescheidenheit spricht man die Sprache des andern und schweigt von Dingen, die einem wirklich nahegehen. Man muß Abstand von den Ereignissen halten wie zu den Menschen, am meisten aber Abstand zu sich selber.

Angewandte Eleganz nennt man guten Geschmack. Ein vornehmer Mensch will nur von Dingen umgeben sein, die ihrerseits vornehm sind. Der gute Geschmack vermeidet die grellen Farben, wie der Takt die grellen Worte vermeidet. Auch leblose Gegenstände dürfen niemals ihren eigenen Wert marktschreierisch ankündigen. Perlen sind vornehmer als Brillanten, weil sie heimlich schimmern statt zu blenden. Das Platin ist elegant, weil es unscheinbar aussieht wie Nickel, das Kupfer wird unfein, sobald es dem Gold nachäfft, aber es ist elegant als Patrone. An den Dingen, die wir einmal besessen haben, bleibt immer ein Widerschein von uns selbst haften. Sie tragen für alle Zeiten unsere Berührung, wandern von Hand zu Hand, bei jedem Besitzer neu sich gestaltend.

Und dies wieder ist eine ganz besonders schwer zu erlernende Kunst, wie man Dinge weitergibt, wie man sie verschenkt. Ein vornehmer Mann wird auch hier nichts übertreiben; die Dienstboten spotten der allzufetten Trinkgelder des Herrn Jourdain. Nichts scheint unfeiner als Luxus, dem der Atem ausgeht. Es ist keineswegs elegant, zu verschwenden. Niemals war es vornehmer hauszuhalten als gerade jetzt. Die entschlossene Knappheit des deutschen Volkes ist sein Ruhm.

Auch ein Geschenk muß man immer so geben, als ob man es selber empfinge. Ein Geschenk ist um so eleganter, je versteckter und tiefer sein Wert sitzt. Ein Geschenk muß den Beschenkten neugierig machen und muß immer mehr halten, als es versprach. Am meisten aber muß man überraschen, wenn man sich selber schenkt. Denn darin besteht das Wesen der Eleganz. Man soll immer noch einen letzten Trumpf zurückbehalten, den man nicht ausspielt. Man soll immer noch eine letzte Steigerung in sich tragen, die man nicht verrät. Hinter jeder Pforte, die sich vor einem Gefühl auftut, soll es noch eine andere Pforte geben und wieder eine andere und eine allerletzte, die verriegelt bleibt.

Es gibt Menschen, die glauben, nur ein herzloser, überlegener Egoist könne elegant sein, und die Vornehmheit höre dort auf, wo die Leidenschaft beginne. Gut erzogene Menschen schilt man als ‚Verstandesmenschen'. Da nämlich in der Gesellschaft jeder dafür gilt, wofür er sich selber ausgibt, hält man jene Leute für leidenschaftlich, die mit den Armen fuchteln und fortwährend beteuern, wie sehr die innere Flamme sie erhitze und wie es nicht möglich sei, dieser Flamme Herr zu werden. Solche Leidenschaftlichkeit erinnert an die gallische Art, wie sie ihren Haß anpreisen gleich ihrer Liebe. Ein eleganter Mensch ist verschwiegen, und Verschwiegensein heißt, nicht nur fremde Geheimnisse hüten, sondern vor allem die eigenen.

⌘ ⌘ ⌘

Erzählte Leidenschaft hat immer etwas Anrüchiges. Daß doch so wenige Menschen Scham besitzen! Die Scham des Vornehmen nennt sich Takt.

Wirkliche Eleganz hält auch der Leidenschaft stand. Es ist unnötig, daß Menschen, die von der Leidenschaft zusammengeführt werden, einander wehe tun und sich gegenseitig kränken. Schlecht erzogene Menschen hört man sagen, sie hätten das Bedürfnis, ‚sich gehen zu lassen'. So beweisen sie, daß ihre scheinbare Eleganz Anstrich war und nicht Natur. Ein eleganter Mensch zeigt sich am elegantesten gerade dann, wenn er sich ‚gehen läßt'. Am besten beweist einer seine Eleganz im Felde; gegen seinen Nachbarn im Schützengraben. Es ist auch nicht wahr, daß zwei Menschen aufhören müssen, einander höflich zu begegnen, nur weil sie sich lieben, oder daß sie abermals gezwungen sind, ihre Höflichkeit zu vergessen, nur weil sie sich nicht mehr lieben.

Ein eleganter Mensch versteht es, zur rechten Zeit einen Abgang zu finden. Schlecht erzogene Menschen sind stets um das Ende verlegen, um den Abschluß, und sie halten das für Gemütstiefe. Sie bleiben zusammen, wenn die Liebe längst entflohen ist, entwürdigen den Weg der Leidenschaft, den sie zusammen gewandelt sind, indem sie ihn wieder und wieder durchmessen, und nun ohne Leidenschaft. Sie sprechen Worte zueinander, die ihren Glanz verloren haben, wie Perlen, die der warmen Berührung eines Frauennackens entzogen sind. Ein eleganter Mensch versteht sich auf die Kunst, rechtzeitig abzuschwenken, wenn er an einem Kreuzweg des Lebens angelangt ist, und nicht zu zürnen, wenn er selbst verlassen wird.

Es gibt Menschen, die sich verpflichtet fühlen, ihr ganzes Leben lang zu hassen, weil sie einmal geliebt haben, und zu beschmutzen, was sie früher erhöhten. Der elegante Mensch fühlt Achtung vor seinen eigenen Erinnerungen; er wird niemals ‚böse'. Er ist vorsichtig in der Wahl seiner Freunde, aber wer sein Freund war, bleibt sein Freund oder wenigstens der Schatten seines Freundes, vor dem er willig den Hut zieht. Der leidenschaftliche Mensch, jener, der mit den Armen fuchtelt, hält sich immer für verpflichtet, zu handeln, loszuschlagen, zu explodieren. Aber bei den Menschen wie bei den Motoren ist letzten Endes jede Explosion der Beweis einer schlechten inneren Beschaffenheit. Man sieht, wie unsere Feinde uns schmähen, nur weil sie

jetzt unsere Feinde sind. Wie unvornehm, vergessen zu wollen, daß man einst als Mensch dem Menschen nahe stand!

Wenn man früher von einer Frau betrogen wurde, so verlangte die gesellschaftliche Sitte: töte sie! Der leidenschaftliche Mensch fühlt sich verpflichtet zu töten. Er tötet aus Eitelkeit, nicht nur, um seine Ehre zu retten, sondern auch, um seine Leidenschaft zu beweisen. Wie feig ist solche Leidenschaft! Saint Victor hat kühle Besonnenheit die Eleganz des Mutes genannt. Niemals kann der mutig sein, der in der Erregung handelt und gar keine Gefahr steht.

Den Dichtern der Gegenwart ist das Eheproblem ein Problem des Verzeihens. Der elegante Mensch wird nicht von einer Frau betrogen, denn er begreift und versteht. Man kann sich mit ihm auseinandersetzen. Der elegante Mensch vermeidet die unerquicklichen Szenen, die Klagen und Beteuerungen, das mühsame Sich-hin-schleppen. Er macht keine Vorwürfe, er richtet und verurteilt nicht, er geht seinen Weg.

Eleganz ist erfahrene Leichtigkeit, ist Ruhe; Inhalt und Form zugleich. Der Umgang vornehmer Menschen ist weich und angenehm; ihm fehlen die groben Ecken, an denen man sich wund stößt, er knarrt nicht, er knirscht nicht. Der Schmerz vornehmer Menschen ist niemals so laut, daß er die Übermütigen belästigt, und ihre Freude ist niemals so ungestüm, daß sie die Wehklagenden verletzt. Man verspottet selber seine Gefühle, damit es andere nicht tun. Man versteht zu gehorchen, als folgte man eigenen Befehlen, und zu befehlen, als ob man Gehorsam schuldete. Man schwelgt nie in Erwartungen und ist immer gefaßt. Man trinkt keinen Becher bis zur Neige und steht vom Feste auf, wenn es am schönsten ist. Eleganz bietet die einzige Möglichkeit, sich in dem entsetzlichen Zusammenbruch einer ganzen Welt zu behaupten. Man ist von der Wirklichkeit der greifbaren Dinge niemals allzufest überzeugt und glaubt an Erscheinungen, die sich jedem Beweis entziehen. Man trägt die Ereignisse auf ungebeugten Schultern. Es ist elegant, sich von den Geschehnissen nicht umreißen zu lassen; zu stehen, wo man stand.

Johannisnacht

Von

Albert Geiger

Nun laß die Kerzen uns zum Mahl entzünden.
Und sprich zur scheuen Lippe nicht: Entflieh!
Lausch' was der Nächte kürzeste will künden:
Heut oder nie!
Heut muß der Ring der Sehnsucht voll sich ründen.
Heut spricht das Glück aus tiefer Augen Licht.
Will wie des Himmels nahe Blitze zünden.
O wehr' ihm nicht! Wehr' ihm nicht!

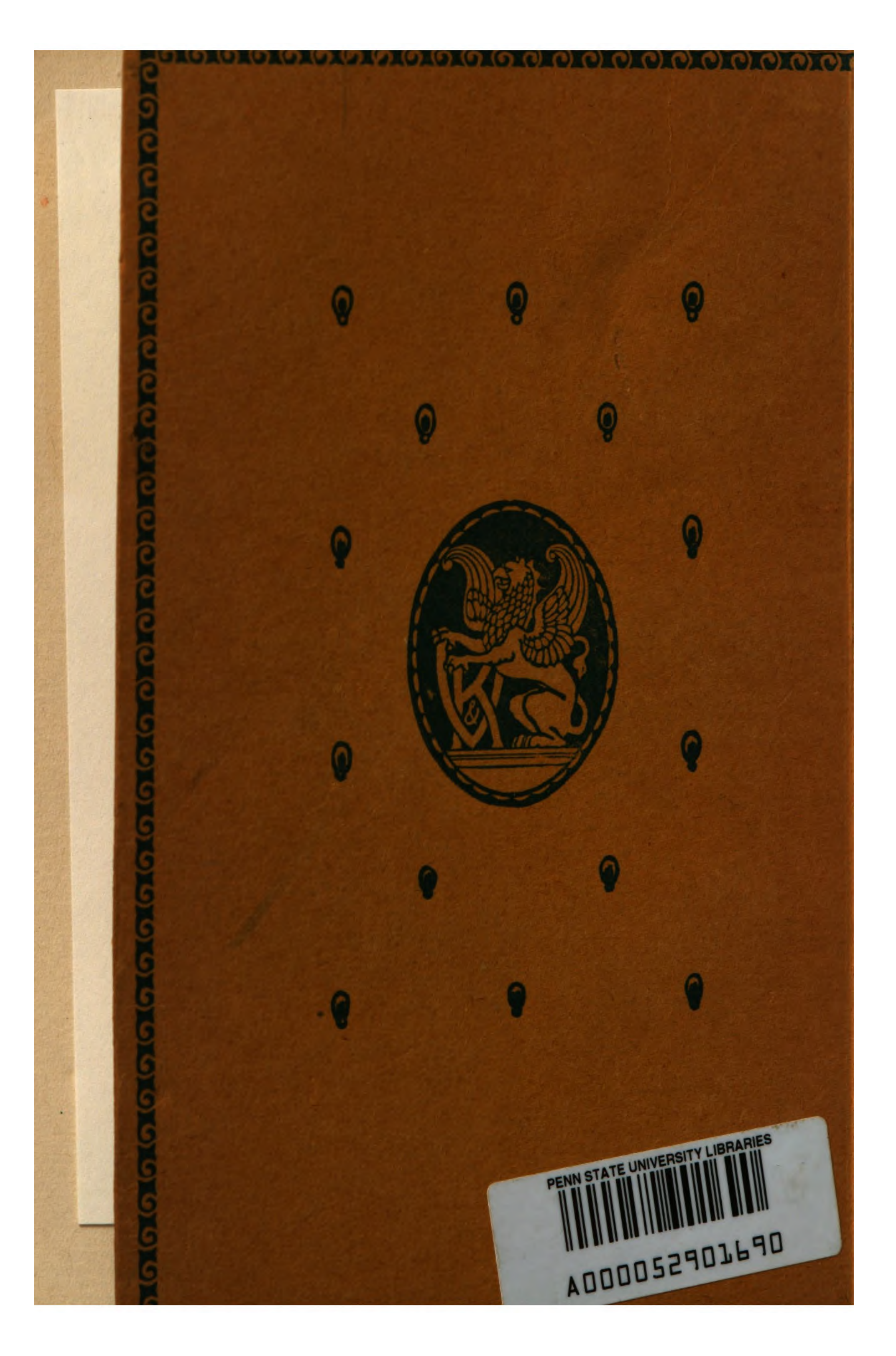
Es funkelt aus den Gläsern wie von Flammen.
Dort lacht's Rubinen gleich. Hier lockt's wie Gold.
Und Blut und Gold: es fließt in dir zusammen:
Wenn du mir hold.
Gib der Johannisnacht die vollste Weihe,
Daß in des Dichters ausgereckter Hand
Des Weines Blut, der Ähren Gold gedeihe:
Zum Früchteland. Zum duftenden Segensland!

Heut rollt die Sonne abwärts ihre Bahnen.
Die Nacht wird länger. Kürzer strahlt der Tag.
Drum preßt sie mit geheimnisschwerem Mahnen
Voller des Herzens Schlag.
Ein trunknes Jauchzen bricht aus schwülem Schweigen.
Ein jähes „Mehr!" aus dem Gesättigtsein.
Nie brünstiger war das Ineinanderneigen
Von Mein und Dein. Berauschtem Mein und Dein!

Setz' auf des Mohnes farbenschwere Krone!
Und reiche sie des Mahls Genossen zu!
Daß jeder unter ihrem Banne wohne.
Wie ich und du.
Laß flammend über uns die Sterne schreiten
Die heiß entzückte, kurzgemessene Bahn!
Wen heute die Dämonen nicht geleiten —
Glaubt nie den Wahn!
Das holde Wunder: Wahn!


In gleicher Ausstattung ist erschienen:
Kriegs-Almanach
1916
Auszug aus dem Inhalt:
Paul Herre: Das neue Deutschland.
Viktor von Kohlenegg: Philp. Einer von Vielen. Erzählung.
Emmi Lewald: Der letzte Brief. Eine Stimme von der Front.
Heinrich Lilienfein: Hansen Seipolts Traum.
Curt Moreck: Der andere Wille. Novelle.
Fritz von Ostini: Der Krieg und die Maler. Mit vierzehn zumeist mehrfarbigen Abbildungen.
Otto Röse: Die Psyche des Italieners. Eine beschauliche Studie.
Karl Hans Strobl: Michael Jablonskis seltsames Schicksal. Novelle.
Auguste Supper: Sein Anteil. Erzählung.
o o o
Dichtungen von Carl Bulcke, Ernst Lissauer, Hugo Reisiger, Hugo Salus, Frida Schanz, Hans Caspar von Zobeltitz.
o o o
Kunstbeilagen nach Gemälden und Bildwerken von Hans Bohrdt, L. Heinrich Heyne, Angelo Jank, Arthur Kampf, Alfred Rottmanner, Wilhelm Wandschneider, Heinrich Wirsing.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Preis 1,50 Mk.




PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A000052901690